Herrn Marquis Caraccioli
Königlich Pohlnisch und Churf. Sächsischen
Obersten
Patriotische Gedanken,
von dem
wahren Nutzen
des
Vaterlandes.

Wann hört, o großer Gott! ihr Elend einmal auf?
Virgil. Aeneid. 1. B.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Zweyte Auflage.

Aus dem Französischen übersetzt.

Augsburg und Leipzig,
verlegts Matthäus Rieger und Söhne, 1771.

Vorbericht.

Dieses Werk ist weder eine Frucht der Satyre, noch die Wirkung eines bösen Gemüthes. Vollkommen zufrieden mit dem Lande, worinn ich wohne, und mit dem Jahrhunderte, in welchem ich lebe, danke ich dem Himmel, der mich unter der Regierung Ludewigs des Vielgeliebten, dessen Tage ich mit Aufopferung der meinigen zu verewigen wünschte, gebohren werden ließ, da dieser mir die Zeit erlaubet, diese Anmerkungen in einer durch die Vorschläge und beglückte Ausführungen eines dem Staate wahrhaftig nothwendigen Ministers denkwürdigen Zeit zu schreiben; da er mir allezeit eine wirkliche Ehrfurcht gegen die ganze Clerisey sowohl Ordenspriester als Weltgeistliche, wie nicht weniger eine besondere Hochschätzung für alle Stände eingeflößet hat.

Die Bilder, die ich vorlege, sind keine außerordentliche Einfälle, sie zeigen

gen sich jedem Menschen, der geprüfet hat; und deßwegen glaube ich auch, daß sie gut seyn: inzwischen wenn ich mich betrüge, so werde ich mich gar nicht darüber verwundern; und um mich zu trösten, werde ich mich auf meine Absichten beziehen, welche rein sind, und von denen ich sagen darf, daß es Absichten eines Bürgers sind.

Ich bin nicht so vernunftlos, mir einzubilden, daß in allem dem, was ich vortrage, nichts schweres zu finden sey; alleine ich unterwerfe es den Einsichten meiner Richter nnd meiner Lehrmeister, und dieselben können darüber sprechen, wie es ihnen beliebig: Privatpersonen bleibt kein anderer Weg, als des Bittens und der Vorstellung, übrig.

Wenn es zuweilen scheint, als ob ich mit Hitze schriebe, so geschah es darum, daß ein Werk nicht gelesen wird, wenn es zu kalt zu seyn scheinet; und wenn etwa einige sich darüber ärgern, so kömmt es nur daher, weil man niemals von Verbesserung sprechen kann,

ohne daß man ein Murren dadurch erwecke.

Man wird mir verweisen, daß, da ich alles sagen wollte, ich folgsam die Sachen allzuschnell und mit allzuvieler Vermischung vorgetragen hätte; alleine ich habe dabey keine andere Absicht geführet, als nur auf die Mittel hinzuweisen, und Anzeigen zu geben. Man muß festiglich dafür halten, daß Leser im Stande seyn, dasjenige, was mangelt, zu ersetzen, und es selbsten zu erkennen. Was die Schreibart anbelangt, so übergebe ich dieselbe, wie sie ist. Die Dinge machen den Gegenstand dieses Werkes aus, und nicht die Worte: ich will nur haben, daß man mich verstehe.

Die kleine Ausschweifung über die Sitten der Fremden, womit ich dieses Werk beschließe, ist nicht mehr eine Satyre, als alles übrige. Ich habe keinen andern Endzweck gehabt, als, Menschen die dazu gebohren sind, daß sie als Herren leben können, zu ver-

pflichten, die Mittel hierzu zu ergreifen, und ihre Einkünfte dahin anzuwenden, daß sie sich dadurch Ehre erwerben möchten.

Ich wünsche, daß meine Leser das ganze Werkgen in diesem Gesichtspunkte lesen, und mir darinne Gerechtigkeit wiederfahren lassen, auch versichert seyn möchten, daß, wenn ich eingeschlichene Misbräuche mit etwas freyer Feder offenbare, ich doch die Sache selbst allemal hochschätze und vertheidige. Ich liebe und verehre die Religion, die Kirche und ihre verschiedenen Stände und Orden, so wie es die Pflicht eines guten Christen mit sich bringt, und erfordert.

Anzei-

Anzeige

der hierinn enthaltenen Kapitel.

Kap. 1. Vom Gelde. Seite 1
2. Vom Prachte 5
3. Von den Hülfsgeldern. 10
4. Von der Verbindlichkeit des Vaterlandes gegen seine Bürger. 12
5. Von der Ungleichheit des Glücks. 18
6. Von den Kirchengütern. 20
7. Von der Verwaltung der Kammergefälle. 39
8. Von den Steuren und Auflagen. 50
9. Von den Renten und Zinsen. 60
10. Von den Gnadengeldern. 63
11. Von den Ehrenstellen. 65
12. Von den Gesandten. 69
13. Von den Kriegen. 75
14. Von den Officieren. 78
15. Von der Kriegszucht. 84
16. Von Abdankung der Soldaten. 96
17. Von den Ausreißungen. 97
18. Von Unterhaltung der Kriegsvölker. 99
19. Von den militarischen Ehrenstufen. 106

Kap. 20. Von der Obrigkeit. Seite. 108
21. Von den Schulen und Collegien. 112
22. Von den Stiftungen. 115
23. Vom Almosen. 121
24. Von den Schulden. 125
25. Vom Wucher. 129
26. Von den Lotterien. 133
27. Vom Münzwesen. 134
28. Von den Waaren. 138
29. Vom Fuhrwesen und von den Posten. 145
30. Von den öffentlichen Straßen. 148
31. Von den Gold- und Silberbergwerken. 154
32. Vom Ackerbaue. 156
33. Von der Bevölkerung. 163
34. Von der Handlung. 167
Von der besondern Haushaltung. 171

Der wahre Nutzen des Vaterlandes.

Erstes Kapitel.

Vom Gelde.

Die Vorsehung, indem sie Metallen schuf, welche zu den Bedürfnissen des menschlichen Lebens geschickt sind, hatte nicht ermangelt die Art und Weise den Menschen zu erkennen zu geben, wie sie sich desselben bedienen sollen. Vergebens ersannen Pracht und Geldbegierde Vorwände, so diese Pflichten vereitelten; die Ordnung erfordert, daß man das Geld bloß zur Ehre der Religion, zur Handhabung der Staatsklugheit, und zum Behufe der Menschlichkeit anwenden solle. Die Weisen verachteten nur deßwegen die

Reichthümer, weil man sie durch den Misbrauch vermehrte; es ist gar nicht die Farbe des Goldes, noch sein Werth, die es gefährlich machen.

Es war zu allen Zeiten ein gewisses Zeichen des Preises und des Vertrages üblich, welches zum Handel und Gewerbe dienen mußte. Gleichwie nicht alle Länder einen gleichen Ueberfluß haben, noch alle Völker einerley Gewerbe und Handlung treiben, so waren die Nationen gemüßiget einander zu helfen. Man fieng an, Waaren zu tauschen, eine Gewohnheit, die noch wirklich in gewissen Gegenden von Europa selbsten im Schwange geht, und in der Folge gebrauchte man Steine und Muschelwerk, die anstatt der Münze dienen mußten: und nur die Erfindung der Metallen unterbrach diesen Gebrauch. Alsdann machten das Kupfer, Silber, Gold, und das Eisen selbsten die Geldsorten aus. Ein jeder Fürst ließ deren münzen, und fügte ihrem innerlichen Werthe, nachdem es Ort und Umstände erforderten, einen freywilligen Werth bey.

Hierbey ließ man es nicht bewenden: der menschliche Verstand, immerzu geschäfftig, wo es auf Stolz und Hoffart ankömmt, sann bald auf Mittel, das Gold zu spinnen, und es in verschiedenen Gestalten, sogar auf Kleider zu setzen. Sogleich wuchs es zu einem Merkzeichen, um Menschen, die man die Großen nennet, von den andern, die man nur

nur den Pöbel heißt, zu unterscheiden; und diese widersinnige Thorheit hat dergestalt festen Fuß gesetzet, daß man in der That keiner Achtung mehr genießen kann, wenn man nicht gleichsam vom Golde bedecket ist. Keine Person wird mehr anders, als nach ihrem Aufputze und nach ihrer Kleidung geschätzet, und gleichwie gemeiniglich die Narren sich hierinnfalls vorzüglich sehen lassen, so bleibt auch öfters das wahre Verdienst unerkannt.

Die weisen Republiken verbanneten die goldene und silberne Stoffe nur deßwegen, weil sie diese Misbräuche zum voraus sahen. Diese haben sogar bis in unser Jahrhundert, so eitel und üppig es auch immer ist, die Einfalt zu erhalten, und die Nationen zu lernen gewußt, daß der wahrhafte Gebrauch der kostbaren Metallen darinn bestehet, dieselbige in Geldsorten zu verkehren. Kein Königreich ist in der Dürftigkeit, so nicht dieses Geständniß mache; denn sobald die Quelle erschöpfet sind, so fängt man an, die Gefäße zu verschmelzen, und die Galonen zu verbiethen. Die berühmte Verordnung Ludewigs des großen, welche ehemals in kützelichten Umständen alle Verguldungen untersagte, würde oftmals wiederholt worden seyn, wenn der aufs höchste getriebene Pracht den Schaden nicht unheilbar machte; und man würde Frankreich ebendemselben Plane, wie Schweden, Dänemark, und itzt auch Rußland, haben nachfolgen sehen.

Alle die Manufacturen, welche das Gold und Silber gleich der Seiden verarbeiten, haben nichts, als einen scheinbaren Vorwand, den die mittelmäßige Geister als sehr nützlich achten. Man muß alle Folgen eines Gewerbes erwägen, sich nicht an den bloßen äußerlichen Schein halten, den Verlurst und den Gewinn, die Einnahme und die Ausgabe berechnen, endlich dasjenige, was nur zur Ergötzung dienet, von dem, was wesentlich nützbar ist, unterscheiden: so wird man alsdann erkennen, daß es tausenderley Mittel zu handeln gebe, ohne das Gold durch überflüßigen Kleiderputz zu erschöpfen.

Ich will hier gar nicht sagen, daß man den Fürsten ein glänzendes Ansehen verbiethen sollte, dessen sie unglückseligerweise benöthigt sind, um sich die Ehrfurcht der Völker zuzuziehen, und daß die Kleider und Paläste eines gekrönten Hauptes dem schlechten und geringen Aufzuge und den Wohnhütten geringer Leute ähnlich seyn müssen; allein ich wünschte nur, daß die Uebergoldungen das vorzügliche Merkmaal ihrer hohen Würde, und ihrer Hofleute wären, und daß ein sehr gemeiner Mann, wie etwa ein Herr Bürger, oder ein Herr Beamter, sich nicht träumen lassen sollte, verbräumte Kleider und vergoldete Tapeten zu haben; ich wollte, daß wir so, wie unsere Vorfahren, beschaffen wären, gemein und reichbegütert, anstatt daß wir gemeiniglich mit Galonen

sonen und Verbrämungen überdecket sind, da wir kaum zehen Duplonen in unserm Schranke finden; ich wollte, daß man nicht seine ganze Habschaft bey sich trüge, sondern daß man zum wenigsten einen Zoll breit Erdreich in einem gewissen und sichern Orte besäße.

Zweytes Kapitel.

Vom Prachte.

Ich weis alles, was man zum Behufe des Prachts vorschützet, und ich weis zugleich daß seine allereifrigsten Anhänger auf das, was ich sagen will, nicht antworten können. So wenig als einer noch seiner gesunden Vernunft genießet, muß er doch eingestehen, daß der Materialismus, diese schöne Religion unsers Jahrhundertes, das Thor zu allen Lastern und zu allen Ausgelassenheiten eröffnet, und daß es ein sehr schädlicher Umsturz für die Gesellschaft ist, wenn man das wahre Verdienst nicht hoch schätzet, und wenn man es nicht erkennet; nun führet uns der Pracht nothwendig auf diese zween äußerste und schädliche Abwege.

Ich frage, ob ein Mensch, je länger er sich allen wohllüstigen und reizenden Sinnlichkeiten überläßt, je länger er nichts, als die allerniedlichsten Speisen kostet, wenn er nichts, als Gold und Edelgesteine, in seinen Gesichtspunkt fasset, wenn er nichts, als arabischen Weihrauch, einathmet, und nichts, als weibische Concerten, in seinen Ohren ertönen, sich nicht nach und nach festiglich einbildet, daß es sonst keine andere bestehende Wesen mehr gebe, als diese, so ihm unter die Sinne fallen, und er nicht endlich diese Erde für seinen Himmel ansieht. Es sind die Wohllüstigen, ohne daß wir daran zweifeln dürfen, welche den Materialismus mit lauter Stimme predigen, und diese Anweisungen, welche von ihnen bis zu ihren Leuten hingelangen, werden zum Glaubensgrunde und zur Sprache des gemeinen Pöbels selbsten. Es ist nicht einmal nöthig fromm zu seyn; um die erschrecklichen Folgen einer Welt zu empfinden, welche sich von keiner Gottesfurcht mehr zurücke halten läßt; und um sich darüber zu entsetzen. Ach was wird doch nicht aus dem Menschen mitten im Schooße des Unglaubens, anders, als Leute, die bereit sind, alles zu ihrer Wohllust aufzuopfern, anders, als stumme Bilder, die nichts als den Schein der Ehre und Redlichkeit an sich tragen?

Lasset uns aber nun zum andern Gegenstande schreiten, und sehen, welche Rolle die Leute

Leute von Verdienst, die aber gemeiniglich arm, weil sie keine Schmäuchler noch Betrüger sind, in einer prächtigen Stadt spielen, welche völlig dem Stolze in Geräthschaften und Kleidern, wie auch aller Köstlichkeiten in Schauspielen und üppigen Gastgelagen ergeben ist: solches ist gar nicht schwer zu errathen. Man fraget nur nach Sammet und Goldstickwerken; allein unser Mann von Verdienst hat deren keines; man siehet nur auf diejenigen, so in der Kutsche fahren, und er gehet zu Fuße: man schätzet nur die Titel, Euer Excellenz oder Euer Gnaden hoch, und er nennet sich nur schlechthin Peter oder Johann; man sehnet sich nur nach den Palästen, und er wohnet in einem Gemache des vierten Stockwerks; nur allein die Reichen werden gerühmt, und er muß in Armuth schmachten.

Dieses ist die Folge des Prachts; anstatt daß man zu Venedig oder zu Utrecht, wo sich jedermann ganz gering und ehrbar kleidet, seine Geschicklichkeit und Gaben an Mann bringen kann. Wenn wir in jenen angenehmen Tagen lebten, welche die Ehre der Stadt Rom ausmachten, und wo man das allerverborgenste Verdienst entdeckte, so würde es nicht nöthig seyn, schöne Kleider zu tragen, um sich anzumelden: alleine es ist unter uns die Mode, daß derjenige, so sich nicht bey den Großen darstellt, nicht gesucht wird, noch bekannt ist, und daß, wer folglich das Vermögen nicht be-

besitzet, in der Kutsche zu fahren, oder in aufgeputzter Kleidung zu erscheinen, nichts anders zu gewarten hat, als daß er elendiglich leben und sterben muß. Fürwahr ein schöner Dank, den wir dem Prachte abzustatten haben! Die Länder beraubet er jener Quellen, die das Verdienst zu verschaffen fähig ist, und Männer, die man zu den höchsten Ehrenstufen erheben sollte, läßt er im Staube liegen.

Ich bin versichert, daß es viele und übermüthige Städte gebe, in welchen der berühmteste Weltweise mit lauter Verachtung angesehen würde, woferne er sich ohne Dienerschaft und Zeugnisse seines Adels sehen ließe. Es braucht sich nur einen Diamant, ein rothes oder gelbes Ordensband zu haben, um sich das Recht zu geben, den Kopf in die Höhe zu halten, mit einem herrschsüchtigen Tone zu befehlen, und auf die angesehensten Männer höhnische Blicke zu werfen. Was ist dieß für ein Mann, sagt man gemeiniglich, da man öfters von einer Person spricht, die am meisten Verstand und Vorzüge besitzet, sobald etwa dieselbe sich einfallen läßt, ohne Sammet und ohne Spitzen zu erscheinen? Gesetzt auch, daß man etwa mit einem solchen Manne gerne in geheim spricht, so trägt man dennoch Bedenken, ihn ferners zu erkennen, sobald man öffentlich mit ihm umgehen soll. Sogar auch die Bedienten sind hievon nicht ausgenommen, denn diese Herren machen heut zu Tage einen

Staat

Staat aus, und in ihren Ausdrücken und Gebärden bezeigen sie sich mit äußersten Unverschämtheit, wenn sie mit einer Person, die etwa in ihren Augen zu schlecht gekleidet ist, sprechen sollen.

Es habe der Mensch Verdienste, und sogar auch Frömmigkeit, solange er immer wolle; er sey aber nur auch zugleich bedacht, daß er mit Modekleidern versehen sey, und sich als ein Staatsmann aufführen könne. O mein geliebtes Vaterland! rief ehemals ein wackerer römischer Bürger aus, mit was für einer großen Schmach überdeckest du dich nicht? Der Pracht allein verblendet dich, und die Tugend scheinet dir verächtlich! Lasset uns die Hand auf unser eigenes Gewissen legen, so werden wir bekennen müssen, daß fast kein Volk ist, das heute zu Tage nicht ebendiese Ausrufung machen könne. Diese Unglücke waren das Vorspiel des römischen Umsturzes; werden sie es nicht ebensowohl auch von dem unsrigen seyn?

Ich will noch dieses hinzufügen, daß der Pracht, ob er schon bis auf eine gewisse Maaß, und besonders in den großen Städten nöthig ist, auch vieles andere Unheil nach sich ziehe, wenn er zu weit getrieben wird. Zu wie vielen Bankeroten giebt er Gelegenheit! Wie viele Familien sind zu finden, derer Untergang er verursachet! Allein diese Fragen sind schon

so oftmals abgehandelt worden, daß ich, um die Sache nicht zu wiederholen, meine Leser dahin verweise.

Drittes Kapitel.

Von den Hülfsgeldern.

Hier ist der Ort, wo man nöthig hat, karg zu seyn, um den Staat nicht zu schwächen; hier muß man verständig seyn, um nicht fruchtlosen Schutz und unnütze Stimmen zu kaufen; hier muß man patriotisch gesinnet seyn, um der Gunst und Freundschaft nichts einzuräumen. Ich erkläre mich, und sage: Geldsummen, die nur immerzu aus einem Reiche hinausgehen, um nicht mehr wieder hineinzukommen, und um allerdings unnütze Subsidien und Kostgelder zu zahlen, lassen einen leeren Raum, den man nicht ausfüllen kann. Unterdessen ist dieses die thörichte Begierde, oder vielmehr die allgemeine Gewohnheit gewisser Reiche. Wie vieles Geld hat nicht, zum Exempel, Frankreich mit Verlurst verschwendet, seitdem es an den pohlnischen Königswahlen Antheil nimmt? Subsidien, Kostgelder, Belohnungen, Geschenke, und kostbare Reisen, alles ist mit Verschwendung angewandt worden; und

was

was ist hieraus entstanden? Entweder haben diejenigen Personen, derer Stimmen man hatte erkaufen wollen, und die man zehen und zwanzig Jahre lang besoldete, sich durch andere bestechen lassen; oder sie sind noch sogar den Abend vor der Wahl gestorben. Ich gehe noch weiter, und darf wohl sagen, daß die Lage von Pohlen, gleichwie auch seine Regierungsform, Frankreich wohl davon entübrigen sollten, sich mit diesem Gegenstande ferners zu beschäfftigen: und gesetzt auch, daß sich ein Zufall eräugnete, wo es vermeynte, Antheil daran nehmen zu müssen, wäre es denn nicht besser, zur Stunde der Wahl eine gewisse Summe zu bestimmen, als daß man jährlich Geld auf ein Ohngefähr hinauswagen wolle? Hierdurch würde man der Sache einen gewaltigen Nachdruck geben, und man würde sich auch einen gewissen guten Erfolg versprechen können; obwohl der Herr Kardinal von Polignac in einem seinem Schreiben ganz klüglich sagt, daß Frankreich sehr wohl thun würde, wenn es in dergleichen Gelegenheiten niemals einen Häller aufwendete.

Wenn man hierinne nichts anders, als den Vortheil zu herrschen, betrachtet, so ist es, nebst dem daß ein Ansehen, das man durch das Gewicht des Goldes erkauft, nicht ehrbarer ist, weit besser, daß man angefüllte Geldkisten habe; alsdann ist man mächtig, und man wird dadurch in den Stand gesetzet, seinen Schutz zu ver-

verkaufen, eher als mindere Mächte zu bezahlen.

Was die Gehalte anbetrifft, so man an fremden Höfen, es sey entweder, um sich an denselben einen Anhang zu machen, oder um von demjenigen, was daselbst vorgehet, unter der Hand benachrichtiget zu werden, austheilet, so wird man, wenn man es wohl erwäget, sehen können, daß die zween dritte Theile von denen, die man besoldet, öfters weder Gaben, noch Einsicht haben, daß sie kein anders Verdienst, als eine günstige Empfehlung, besitzen, daß es endlich Leute seyn, die man insgeheim sehr theuer bezahlet, und die man sich in der That schämen würde, sie für öffentliche Kostgänger des Staats auszugeben.

Viertes Kapitel.

Von der Verbindlichkeit des Vaterlandes gegen seine Bürger.

Von allen Seiten höre ich nichts als ein beständiges Schreyen zum Behufe des Vaterlandes, ich sehe nichts als Werke, worinne man den patriotischen Sinn einschärfet: diese Bewegungsgründe sind ohne Zweifel sehr löblich, sie sind sehr billig; allein warum redet man nie-

niemals von demjenigen, was der Staat den Bürgern schuldig ist? Unter den Fürsten und ihren Unterthanen bestehet ein Vertrag, welcher sich auf beyderseitige Verbindlichkeiten gründet; und ebendiese Pflichten haben die Menschlichkeit zu ihrer Grundlage: der Staat soll also für die Erhaltung der einen und der andern, in Absicht auf ihren Stand und auf ihre Geschicklichkeit besorgt seyn; er soll also das Verdienst hervorziehen, und ihn belohnen; er soll also verhindern, daß man nicht unter dem Vorwande einer Dürftigkeit aus dem Vaterlande wegziehe.

Alle Tage erhält man gewisse Erinnerungsschreiben, um die Uebelthäter zu entdecken, und sie zu bestrafen; und man sollte nicht auch zugleich Mittel ausfindig machen können, welche vermögend wären, die Leute von Verdienst zu erkennen, und sie zu befördern. Um dieser Ursache willen giebt es auch so viele erleuchtete Männer, welche in dem gräulichsten Elende schmachten; wie viele schöne Geheimnisse, und wie viele nützliche Entwürfe bleiben nicht in der Dunkelheit liegen, in der sie sich verlieren; wie viele Fabriken schimmern nicht bey dem Ausländer, der sich dieselben zu Nutze zu machen wußte; wie viele aus ihren Geburtsstädten vertriebene Kriegsleute siehet man nicht wider ihr eigenes Vaterland, und zwar auf eine schreckbare Art, die Waffen führen; wie viele verzweifelte Leute wagen es nicht, in aus-

wär-

wärtigen Landschaften Missethaten zu begehen, und ihre eigene Nation daselbsten zu entehren; wie viele hohe Bothschaften beklagen sich nicht unaufhörlich, über eine Menge herumschweifender Leute, von denen sie ungestüm überlaufen und beunruhiget werden?

Allem diesem Unwesen würde vorgebeuget werden, wenn man die Chineser nachahmen wollte, jene Völker, die wir zwar nur für wilde Barbarn ansehen, weil sie etwa von unserm Flitterwerke, von unsern köstlich gestickten Kleidern, von unsern mancherley neuen Moden nichts wissen. Ihr weitschichtiges Reich umschließet eine ungläubliche Menge Inwohner, deren verschiedene Genien, welche nach ihrem Geschmacke und nach ihrer Fähigkeit sorgfältig gebauet und angetrieben werden, niemand als sich selbsten nöthig haben, um zu den größten Ehrenämtern sich empor zu schwingen. In jeder Stadt und in einem jeden Dorfe sind öffentliche Schulen angelegt, und von Jahre zu Jahre treten diejenigen, die sich am meisten darinnen hervorthun, aus einem Collegium in das andere, bis sie zur Hauptuniversität gelangen, daraus man nach Verlauf einer gewissen Zeit die besten Leute herausziehet, und sie mit Staatsbedienungen bekleidet. Alles Gold und alle mögliche Fürbitten würden gewißlich diese so nützliche und so weise Einrichtung zu verändern fruchtlos seyn.

Vielleicht

Vielleicht wird man mir den Einwurf machen, und sagen wollen, daß es unter uns unmöglich ist, allen Privatpersonen Aemter auszutheilen. Pöbelhafter Wahn! Ein jeder ist von einem mehr oder weniger erhabenen Stande gebohren, und ein jeder hat eine Wissenschaft, die ihm eigen ist. Der Bauer mag das Feld bauen, der Handwerksmann arbeiten, der Kaufmann sein Gewerb treiben; und der Edle wie der Bürger werden leben, wenn man besorgt ist, sich von ihrer Fähigkeit Rechenschaft geben zu lassen. Mich dünket, daß nichts leichters sey, als den Bischöffen, Statthaltern, und obrigkeitlichen Personen eines jeden Ortes den Auftrag zu machen, daß sie eine genaue Kenntniß von allen denjenigen einziehen möchten, welche ohne Güter gebohren sind, und die dem Staate durch ihre Feder, oder durch ihren Degen, oder durch die andere Wissenschaft zu dienen vermögen, und sie alsdann zu verpflichten, nach ihrem Gewissen Bericht davon abzustatten. Ich meyne auch, daß man sehr leichtlich gewisse Aemter aufrichten könnte, worein man die redlichsten Männer setzte, welche das Recht hätten, die Bürger zu erforschen, auf die wir unsere Absicht richten, damit man ihnen alsdann Bedienungen anweise, wenn sie nützlich seyn können, und damit man vor ihren Unterhalt sorge, wenn sie aus Krankheit oder aus Dummheit sonst zu nichts tüchtig sind, als zum Essen und Trinken.

Ein

Ein jeder Mensch hat das Recht zum Leben, und ein jeder hat auch seinen Pflichttheil in dieser Menge Güter, womit der ganze Erdkreis überschwemmet ist. Er kann und darf denselbigen nicht selbsten nehmen, um die gesetzte Ordnung nicht zu verwirren; allein man ist verbunden, ihm solchen zu geben: und alsdann erhält man der Menschlichkeit ihre wahre Rechte, und dadurch bringt man auf einige Weise die Gleichheit der Stände, worein wir auch durch die Schöpfung gesetzt worden, wiederum hervor.

Es ist demnach ein wesentlicher Fehler in einem Königreiche, wenn man nicht für die Bedürfnisse der Bürger wachet, und nicht gute Mittel dargegen anweiset. Inzwischen wie viele Länder giebt es nicht, wo man durchaus keine Wege findet, um, zum Exempel, einem Edelmanne, der keine große Güter hat, mit Hülfe beyzuspringen? In Hofdienste kann man ihn nicht aufnehmen, sowohl weil die mindeste Stelle allda ums Gelde verkauft wird, als auch weil ihn Kutsche und Pferde zu viel kosten würden: ein Geistlicher kann er nicht werden, gesetzt daß er den Beruf dazu hätte, theils weil er sich seinen Unterhalt verschaffen soll, theils weil er in einem Seminarium sein Kostgeld bezahlen muß; als ein Rechtsgelehrter darf er sich kein Amt zu erhalten Rechnung machen, weil man die Advocaten und Richterstitel erkaufen muß; zur Handlung kann er

sich

sich nicht bequemen, weil der Adel dadurch geschmälert wird, und es ohnedem unmöglich ist, mit Nichts etwas anzufangen; endlich kann er sich nicht zum Finanzenwesen bestimmen, dieweil er eine Bürgschaft vonnöthen hätte: und siehe, so ist also unser gute Edelmann wirklich dazu gebohren, Hungers zu sterben. Soll er ein Bedienter werden, so wird man ihn für einen lüderlichen Taugenichts ansehen? Soll er betteln? Dieß ist das Handwerk aller Müssiggänger. Er mag Soldat werden, wird man mir antworten, denn dieses ist gemeiniglich der Gegensatz auf diese Einwürfe; allein, zu geschweigen, daß es Zeiten giebt, da man eher Soldaten abdanke, als einige aufnehme, so müßte auch, wenn alle verunglückte Adeliche diese Partey ergreifen, der Staat seine Truppen mehr, als zur Hälfte, vermehren: endlich so ist auch vielleicht der Edelmann buckelicht oder lahm, und gar etwa eines und das andere zugleich.

Man beklagt sich alle Tage über den Mangel der Bevölkerung, und man läßt ganze Colonien von Bürgern aus einem Königreiche fortziehen. Man schreyet immerzu wider die Vermehrung der Ordensleute, und denen die in der Welt bleiben, weis man keine Aemter mehr anzuweisen: Welch ein großer Widerspruch! Dieß sind jene Unglücksfälle, welche so vielen wackern Leuten, derer Thränen nicht aufhören zu fließen, ihr Daseyn beschwerlich machen, und welche, nachdem sie die gräulich-

ste Verzweiflung verursacht haben, noch öfters die gröbsten Missethaten hervorbringen. Die Philosophie, die man für ein Mittel gegen alle Uebel, ausgiebt, kann niemals einen Menschen trösten, wenn er kein Brod hat, und welcher, gleich jenem evangelischen Haushalter, weder graben und arbeiten, noch betteln kann oder mag.

Ich komme wiederum auf meine Pflanzschule zurück, und halte festiglich dafür, daß man daselbst das Schicksal derjenigen, welche der Hülfe bedürftig sind, bestimmen könne. In derselben wird man anfangen geschickte und vornehme Personen in Austheilung der Aemter vorzuziehen, und die Adelichen zu Verwaltung der Finanzen aufzunehmen, (gleichwie solches die Gewohnheit in Deutschland mit sich bringt,) und hernach von den Aemtern und Würden, die von einem beträchtlichen Einkommen sind, gewisse Kostgelder zurück zu behalten, um denjenigen davon unter die Arme zu greifen, die nichts zu leben haben.

Fünftes Kapitel.

Von der Ungleichheit der Glücksgüter.

Nun komme ich eben auf die Quelle des mancherley Unglücks, so ich oben beklaget habe.

Solange nur immerzu alles auf einer Seite, und nichts auf der andern ist, muß nothwendig allezeit die Anzahl der Unglückseligen groß seyn. Sowohl in dem Moralischen, als in dem Physischen stehen die Dinge nicht recht, wenn sie sich nicht in behörigem Gleichgewichte befinden. Will man die allerblühendesten Städte mit einem flüchtigen Auge überlaufen, so wird man unter der Menge von hundert tausend Personen, welche im Elende schmachten, vielleicht zwey tausend erblicken, die in überflüßigstem Reichthume sitzen. Ey und wer sind diese Reichen, anders als geistliche Personen, welche, da sie mit zwey- oder dreyhundert Livres Renten gebohren sind, sich sehr glücklich schätzen sollten, drey oder viertausend zu haben, anstatt dessen sie aber dreyßig bis vierzig tausend besitzen; wer anders als die Verwalter des Finanzenwesens, welche, gemeiniglich als schlechte Leute, dem Himmel danken sollten, daß sie jährlich fünf bis sechstausend Livres einzunehmen hätten, und welche zwanzig bis dreyßigtausend beziehen. Denn ich will hier nicht von den Herren sprechen, die ein sehr großes Vermögen und das Erbtheil ihrer Väter besitzen.

Wäre es nicht ein sehr großer Vortheil für einen Staat, wenn man die Einkünfte gewisser Personen bestimmete, und ihr überflüßiges nähme, um diejenigen damit auszusteuren welche alles Nothwendigen ermangeln. Allein die

Reichen, wird man mir entgegen setzen, (denn wir leben in einem Jahrhunderte, da man die Einwürfe ungemein liebt) geben doch sehr vielen Leuten zu leben: ich gestehe solches zu, aber welchen Leuten? Einer Menge Bediente, die etwa im Kriege dienen, oder das Feld bauen könnten, und die man zu unnützen, muthwilligen, und unverschämten Menschen macht, und davon man zween dritte Theile abschaffen sollte; einer Anzahl, sage ich, wohlhabender Personen, welche täglich bey ihres Gleichen essen und trinken. Es ist also falsch, daß die Güter der Reichen sich auch über diejenigen, welche in Armuth sitzen, ergießen. Man verschwendet dieselben nur an gefährlichen Menschen, nämlich an Sänger und Lustspieler, an abgeschmackte Fuchsschwänzer, die man als Ungeheuer ausrotten sollte, und an Buhlerinnen, die sich allemal glücklich achten, wenn sie die besten Familien stürzen können.

Sechstes Kapitel.

Von den Kirchengütern.

Es ist kein Stand in der Welt anzutreffen, wo die Ungleichheit der Glücksgüter das Auge mehr rühret, als unter der Clerisey. Unter

ter dieser siehet man würdige Dorfpfarrer, welche des Tages Last und Hitze tragen, welche aus einem Dörflein ins andere laufen, den Kranken beystehen, sie unterweisen, sie trösten, und dafür aufs höchste sich mit hundert Thaler Einkünfte begnügen müssen; während daß ein fetter Abt, der weder Mönch noch Priester ist, und der weiter keine Verdienste hat, als daß er beym Frauenzimmer die Aufwartung machet, spielet, und die Speisen verdauet, bis fünfzig, sechzig, auch öfters wohl achtzigtausend Livres Einkünfte besitzet.

Der Himmel bewahre mich, daß ich gedenken sollte, einigen Geistlichen hierdurch zu tadeln, und einen Stand, den man nicht zu hoch ehren kann, zu beschimpfen; sondern ich frage nur, ob diese Ungleichheit billig ist, und ob ein großer Fürst, der sich vorsetzte, alle Diener der Kirche gleich zu besolden, nicht eine auf immer denkwürdige Handlung stiften würde; ich frage, ob die Kirchengüter von unsern Voreltern deßwegen gegeben worden seyn, um prächtige Dienerschaften zu unterhalten, stolze Palläste zu erbauen, den Pracht in niedlichen Gastgelagen, und den übertriebensten Hochmuth sehen zu lassen, ja mit einem Worte, um in Paris als einer mit Aergerniß und Thorheit angefüllten Stadt zu schimmern?

Man kann nicht mit Recht der Kirche dienen, als wenn man mit seinen Einkünften ei-

nen heiligen Gebrauch macht, zufolge dessen, was ein unsterblicher Massillon in seinem herrlichen Gespräche über die Anwendung der Kirchengüter sagt: sehet, wie er sich hierüber vernehmen läßt: „Wenn diejenigen, welche ihre Güter der „Kirche gegeben haben, heute zu Tage wie„der unter uns erscheinen, und den Gebrauch, „den die meisten Kirchendiener damit machen, „sehen sollten; wenn sie aus ihren finstern „Grabstätten hervorsteigen, und selbsten jene „Tempel, worinne sie ruhen, und die sie „verschönert hatten, itzt verlassen und halb „zerstört sehen würden; wenn sie ihre Au„gen auf so viele Reichthümer, die sie zum „Unterhalte der Pfarrherren bestimmet hatten, „und die zu sonst nichts als zur Wohllust, zum „Müssiggange, zum Spiele, zum Aufputze, „und zum Wohlleben unserer schönen Präla„ten dienen, heften sollten: ach wie würden „sie nicht, bewaffnet mit ebendemselben Ei„fer, der sie vorhin so wohlthätig machte, diese „ärgerlichen und unwürdigen Kirchendiener „verjagen, welche sie durch ihre Sitten und „durch ihre Unnützbarkeit verunehren, und „welche die Bethhäuser zur Freystätte ihres „Stolzes, ihres Uebermuths, und ihrer sinn„lichen Lüste machen! Geistliche Güter, (setzt „er noch weiter hinzu) sind die Gelübde der „Gläubigen, der Preis der Sünden, das „Erbtheil der Armen, und dieß heißet in „ebendieselben Missethaten und Gräuel des „Königes Belsazers verfallen, welcher dorten

„sich

„ sich der heiligen Geschirre bey seinen Huren-
„ gastmahlen bediente, wenn man nicht in der
„ Dürftigkeit, in der Abtöddtung, und in der
„ Demuth lebet.

Die Kirchenversammlung zu Antiochien befiehlt, daß der Bischoff nur die Verwaltung der Kirchengüter über sich nähme, um dieselben unter die Armen auszutheilen: welche demnach denjenigen, welche aus den Drümmern des Altars Götzen aufstellen, und welche aus einer thränenwürdigen Verdrehung sogar mit dem Raube des Tabernakels Aegypten bereichern. Die geistlichen Güter sollen zu nichts verwendet werden, als die Blöße zu bedecken, und nicht die Eitelkeit damit zu schmücken; nur den Hunger zu stillen, und nicht der Wohllust zu schmäucheln; nur den Durst zu löschen, und nicht die Begierlichkeit zu reizen.

Diese sind ohne Zweifel herrliche Vorschriften, allein es fehlet an nichts, als an deren Ausübung; denn wir können mit dem oben gemelten Redner sagen, daß der lächerliche Pracht mancher Prälaten nichts als eine Kunst ist, sich mit mehrerm Zwange, und mit mehrerm öffentlichen Gepränge zu verdammen. Die Absonderungemauer, welche ein dem Evangelium und der gesunden Vernunft selbsten entgegen gesetzter Gebrauch zwischen gewissen Geistlichen und dem Volke, unter dem Vorwande ihre Würde desto mehr in Ehren zu halten,

 bese-

befestiget hat, ist nichts als ein heimlicher Hochmuth. Wenn man in der That nur für diejenigen Priester eine Ehrfurcht bezeugte; welche in der Kutsche fahren, welche eine große Livren haben, und welche köstlich gekleidet sind, wo sollten dann die Dorfpfarrer, die Capellane, und so viele Mönche, lauter Diener Gottes bleiben, welche mit der Seelsorge nicht wohl zurecht kommen können, als nur soferne man sie hochschätzt? Allein weis man dann nicht, daß die Welt erst aufgehört habe die Geistlichen zu ehren, da sie durch ihre Fehler und durch ihr eigenes Verschulden aufgehört haben, sich ehrwürdig zu machen? Die Kirchenämter sind nur deßwegen eingesetzet, damit sie erbauen, damit sie die Begierde und die Liebe zu den unverwelklichen und ewigen Gütern einflößen möchten.

Ihr sollt es nicht auch so machen, sagt unser Heiland Jesus zu seinen Jüngern, wie die Herren dieser Welt, welche suchen zu herrschen. Hat nicht der heilige Augustinus, der ganz schlecht gekleidet war, und der sich mit nichts, als Gartenfrüchten nährete, alle Ehre seines Jahrhundertes genossen? Der große Basilius, der bey dem ganzen Erdkreise und bey den Kaisern selbsten, deren Irrthümer er bestritten hatte, in hoher Achtung stund, hat niemals anders, als die allerverächtlichste Kleidung an seinem Leibe getragen.

Wenn der Erzpatriarch von Armenien, welcher zu Ecsmiazin, einem sehr berühmten Kloster in Persien residiret, nach dem Zeugnisse aller Reisenden, selbsten mit eigenen Händen arbeitet ob er gleich mehr als zweymal hunderttausend Thaler Einkünfte besitzet, so sollen sich auch die Priester der wahren Religion wenigstens mit der bloßen Nothdurft begnügen lassen; und diese Nothdurft bestehet nicht darinne, daß man alle Tage für zwanzig Personen die Tafel decken läßt, woran man lauter Weltliche erblicket, oder daß man etliche dreyßig Bediente, ein Duzend Pferde unterhält, sondern daß man ein mäßiges und gemeines Leben führe.

Wie viele Bischöffe, welche erröthen würden, mit ihren Pfarrherren zu speisen, und welche alle Tage die herrlichsten Mahlzeiten halten! Wie viele Bischöffe, welche sich schämen würden, ihre Dorfpfarrer zu besuchen, und die ihre Tage bey dem Frauenzimmer der großen Welt, oder bey vornehmer Gesellschaft zubrigen! Anstatt zu predigen, das will sagen, anstatt die wichtigste Pflicht des Bischthumes zu verwalten; (denn der heilige Apostel Paulus bezeuget, daß er nicht gesandt worden wäre zu taufen, sondern zu predigen,) anstatt die Gefängnisse und Hospithäler zu besuchen, das will sagen, Werke zu erfüllen, auf welche Christus Jesus die ewige Seligkeit angeheftet hat, beschäfftigen sie sich mit Spielen oder mit Müssiggehen: wenn man auf diese

Art heilig ist, welche Glückseligkeit ist es nicht, ein Prälat zu seyn!

Der heilige Bernhardus schreyet heftig wider die Verschwendung gewisser Geistlichen, welche das Erbtheil der Armen verprasseten, und welche viel lieber Pferde ernähren, als ihres Gleichen mit Speise und Trank unterhalten wollten. Von welchem Orden sind sie? sagte dieser Vater voller Eifer und Erkenntniß: sie gehören gewißlich Christo Jesu nicht zu, weil sie ein solches Leben führen, das seinen Lehrsätzen so schnurgrad entgegen gesetzt ist; der Welt gehören sie nicht zu, weil sie in ihrem Gelübde, so sie ablegten, derselben abgesagt hatten; so müssen sie also Diener des Belials seyn!

Ich sehe nur allzuwohl den Einwurf zuvor, den man zum Behufe der Beneficiaten zu machen pflegt, welche unermeßliche Einkünfte genießen, und welche wie weltliche Fürsten leben. Dieß sind Männer, sagt man, die durch ihre Geburt sehr vornehm, und zu einem glänzenden und prächtigen Stande gewöhnet sind. Erstlich läugne ich die Sache selbsten; denn der meiste Theil unsrer reichesten Bischöffe und Prälaten, sind etwa kaum mit drey bis vierhundert Livres Einkünfte gebohren, und fast alle haben in ihrer Jugend auf eine sehr sparsame, man darf wohl sagen, armselige Art gelebet. Zweytens antworte ich, daß Paulus als ein

ein römischer Bürger nicht mehrere Achtung, als der Petrus, der nur ein Fischer war, verlangte, und daß er sich mit seinen eigenen Händen seinen Lebensunterhalt verschafft hatte.

Lebten wohl Ambrosius und Paulinus, diese große Bischöffe, die aus einem vornehmen Geblüte abstammeten, mit mehrerm Glanze und Herrlichkeit als Augustinus, der Sohn eines gemeinen Inwohners von Tagaste lebte? Diese heilige Prälaten, sagt Massillon, haben, da sie die Schmach des weltlichen Kleides abgelegt, sich aller jener eiteln Vorzüge, die die Kinder dieser Welt für sich allein behalten mögen, entäußert, sie vergaßen das Haus ihrer Voráltern, und den Namen ihrer Väter, sobald sie den Namen eines Seelenhirten angenommen hatten; und dieses ist so wahr, daß die Bischöffe in allen Kapitular- und Synodalurkunden, sowohl als in ihren Verordnungen, nichts als ihre Taufnamen Johann, Peter, Franz, Bischoff von dem und dem Orte, gebrauchen dörfen: dieses ist die Formel, welche noch bis heute zu Tage üblich ist, ob man schon anfangen will, dieselbe zu unterdrücken.

Es giebt nur allzuviele Prälaten, die sich, ohne Achtung einigen Wohlstandes, in Sinn kommen lassen, alle ihre Titel, ja wer sollte es glauben, sogar alle Abteyen, die sie im Besitze haben, öffentlich auszukramen, da sie doch

errö-

erröthen sollten, mit einer Menge von Pfründen, welche allen Satzungen und der ganzen Tradition so sehr entgegen ist, zu pralen. Nimmermehr werde ich die Verordnung eines gewissen Beschoffes, die ich in letztvergangenem Jubeljahre gelesen habe, vergessen: dieser überschrieb eine ganze Seite, worauf er die abgeschmackte Erzählung aller seiner glänzenden Titel machte, während daß man nach Umwendung des Blattes die Bulle des Papstes sah, welche ganz ohne Zierrath mit diesen Worten anfieng: Clemens Bischoff zu Rom, der Knecht aller Knechte.

Dieses Beyspiel ist nicht das einzige, so der heilige Vater den Prälaten giebt. Jedermann ist es bekannt, daß kein Bischoff schlechtere Hausgeräthe führt, als er, daß seine Mahlzeit in fünf oder sechs Gerichten bestehe, und daß überhaupt die Päpste ungemein leutseliger und weit freundlicher seyn als alle Prälaten. Sie sprechen mit den allerärmsten, sie lassen dieselben vor sich, und man siehet sie Werke der tiefesten Erniedrigung thun.

Es kömmt nicht darauf an, die Menschen zu verblenden, daß man Pfründen auf Pfründen häufe, sondern man muß sich den Gesetzen des Evangeliums unterwerfen; jene Gesetze, welche, da sie immer ebendieselben bleiben, die Weichlichkeit und die sinnlichen Begierden verbannen; jene Gesetze sind es, die auch auf eine sehr scharfe

scharfe Weise die weltlich gesitteten und wohllüstigen Geistliche verdammen werden. Aendert euern Sitz, solange es euch beliebt, sagte ehemals der heilige Gregorius von Nazianz zu seinen Mitbrüdern, streitet mit allen Landpflegern und Statthaltern in der Kostbarkeit und Verzärtlung um die Wette, und alles zeige in euren Wohnungen nach dem Glanze und prächtigen Schimmer der Welt, so werde ich dennoch gewißlich eurem Beyspiele nicht nachahmen, sondern mich zurücke begeben, und mir das Recht vorbehalten, euch zwey Worte darüber in der andern Welt zu sagen. Allein kann wohl die andere Welt ein Gegenstand seyn, der die Prälaten rühret, welche auf diese Art leben? Wie sehr ist es doch nicht zu befürchten, daß der Unglaube die Quelle aller ihrer Vergehungen sey!

Fromme Bischöffe, würdige Geistlichen werden diese Wahrheiten eingestehen; denn zu allem Glücke findet sich, und wird sich auch immerzu finden, eine gute Anzahl derer, welche ihre Einkünfte in drey Drittheile absondern: alleine dieß sind Kirchendiener, die nach ihrem Tode keine Schätze zurücklassen, und die ihre Familie nicht bereichern. Es geschiehet demnach weder aus unbezäumter Hitze, noch aus Bosheit, daß ich diese Anmerkungen mache. Ich wollte, daß die Clerisey, welche durch ihre Würde so ansehnlich ist, sich auch gleichfalls durch ihre Sitten eine Ehrfurcht erwürbe,

und keinen Anlaß gäbe, weder den Irrgläubigen in ihrer Hartnäckigkeit zu verharren, noch den Unbußfertigen in ihrer Ruchlosigkeit fortzuleben, noch den Frommen und Gläubigen, wider sie zu seufzen.

Man wird gewißlich den heiligen Bernhard nicht bezüchtigen, daß er nicht für die Geistlichkeit alle schuldige Hochachtung getragen habe, er, der selbsten einen so würdigen Antheil derselbigen ausmachte: den großen Bischoff von Meaux wird man nicht ansehen wollen als einen, der die bischöffliche Würde nicht in hoher Ehre gehalten habe; und dennoch erheben sie alle beyde mit besonderm Eifer ihre Stimme wider die Misbräuche, so in der Kirche eingeschlichen sind. Nur die Unwissenden sind es, so sich daran ärgern, und welche nicht gedenken, daß Christus Jesus selbsten uns die Unglücke, so wir itzt beweinen, voraus verkündet hatte.

Lasset uns zu allem diesem noch jenen übermäßigen Pracht gewisser Klöster hinzufügen, derer Stolz auch mit den fürstlichen Palästen selbsten um die Wette streitet; und wie viele derselben giebt es nicht, welche eher einen königlichen Louvre in Paris, als einem Mönchenkloster ähnlich sind? Ich will lieber, sagt der Geschichtschreiber Fleuri, einen heiligen Pacomius unter seiner Strohhütte, als den Abt Desiderius in seinen herrlichen Wohnzimmern besuchen. Ein Ordensmann möchte mich lange

bere-

bereden wollen, daß es Nutzen bringe, wenn man den Werkmeistern Arbeit verschaffet, so glaube ich doch allezeit, daß es für Einsame, die der Welt feyerlich abgesagt haben, ein weit grösserer Nutzen sey, daß sie nichts als gemeine Zellen besitzen, und sich dadurch nach dem Sinne ihrer heiligen Stifter bequemen. Man meynet fürwahr aller Gerechtigkeit ein vollkommenes Genügen geleistet zu haben, wenn man, wie in Deutschland, oben über das Thor eines prächtigen Klosters diese Ueberschrift setzet: Es sey ferne, daß wir uns etwas anders rühmen, als des Kreuzes unsers Herrn Jesu Christi: gleichsam als ob nicht schon diese eigene Worte denjenigen ihr Urtheil sprächen, welche die Urheber eines so übelanständigen Hochmuthes sind.

Nach dieser Abbildung, welche leider nur allzu ähnlich ist, die ich aber, um meinen Betrachtungen eine gute Aufnahme zuwege zu bringen, den Augen des gemeinen Haufens vorlegen mußte, schließe ich, daß, wenn alle Aebte und Prälaten weniger reich wären, sie nothwendiger Weise mehr nüchtern und mehr erbaulich seyn würden; daß sie, anstatt ihre Lebenszeit in der Hauptstadt zuzubringen, in ihren Kirchspielen und Abteyen residiren, und daß endlich der Staat überschwänglich dabey gewinnen würde.

Man dürfte nur in der That die Kirchengüter auf eine ehrliche Portion für jeden Bischoff,

schoff, gleichwie auch für jeden Prälaten, ein schränken, und den Ueberrest zur Unterhaltung jener Personen, davon ich oben im vierten Kapitel gesprochen habe, und welche ihrem Stande gemäß das Feld nicht bauen oder betteln können noch sollen, verwenden, so würde man gewißlich hinreichende Hülfsquellen entdecken, um alles dieses bestreiten zu können.

Ich höre allhier die Geistlichen, welche anfangen wider mich zu schreyen, und die allen ihren Kräften aufbiethen, um uns darzuthun, daß die Güter, so der Kirche gegeben sind, nicht an Weltliche übertragen werden können: ich gestehe es, was den Grund und Boden anbelangt, allein nicht gleiche Verhältniß hat es mit den Einkünften. Der Stifter Meynung war, daß die Aebte und Prälaten ihre bloße Nothdurft davon beziehen, und sodann den Ueberrest in Almosen vertheilen sollten: und diese Almosen sind nicht allein für die Geistlichen bestimmet, sondern sie dörfen allen denen, die in Armuth und Elend schmachten, zugewendet werden. Dieses vorausgesetzt, so wäre es demnach eine sehr großmüthige, und der Gottesfurcht eines Monarchen sehr anständige Unternehmung, eine Abtey von ohngefähr fünfzig tausend Livres Renten auf zehentausend Livres für den Abt einzuschränken, ferners davon fünfzehn tausend für die Zehenden und Baukosten wegzunehmen, und endlich die übrigen fünf und zwanzig tausend den Personen

der Provinz, die dessen am besten bedürftig sind, auszutheilen. Wenn man fünfhundert Livres einer verarmten Familie, drey oder vierhundert Livres einem armen jungen Edelmanne, den etwa seine Unvermögenheit oder seine Gebrechlichkeiten in die bedenklichste Lage versetzen, schenkete, so würde man durch eine einzige Wohlthat von solcher Art, wenigstens bey fünfzig Glückselige machen können, anstatt daß jener einzige Mensch, der alles genießet, dieses Geld im Pracht und in Thorheiten verrauchen läßt, davon der Staat nicht den mindesten Vortheil ziehet.

Die Einkünfte aller Abteyen, die in Frankreich sind, also ein- und abgetheilt, könnten ein zuverläßiges Hülfsmittel mancher wackerer Leute seyn, die von ihren Aeltern brodlos verlassen worden sind; es können solche zu einem Capital werden, davon die bestellten gerichtlichen Personen, derer ich oben gedacht habe, um die zu erkennen, die in der Bedürfniß sind, die Mittel zu Unterhaltung der Privatpersonen herausziehen können. Eine gleiche Bewandniß hat es mit einem Bischthume, von welchem man nach Maaßgabe der Einkünfte Gehalte nehmen kann. Wenn, zum Exempel, ein Bischoff von Digne mit zehentausend Livres Renten leben kann, warum muß jener von Condom achtzigtausend zu seinem Unterhalte haben? und so fort an. Was die Klöster betrifft, so dünkt mich, daß man sehr wohl thäte,

wenn man eher von ihnen, als von dem gemeinen Volke, die Summen, derer man nöthig haben kann, erhebet. Ich rede hier gar nicht von den weltlichen Abteyen, welche ohnedem, in Ansehung der Zehenden und freywilligen Geschenke genugsam beytragen; ich weis aber nicht, warum die Carthäuser, welche so reich sind, nicht auch dahin angehalten werden, zu den Bedürfnissen, davon hier die Rede ist, jährlich das Ihrige beyzuschießen. Sie haben überaus wohl bemittelte Häuser, so daß man, ohne ihnen dadurch Schaden zu thun, bis gegen zehn, zwanzig und gar dreyßigtausend Livres von jeder Carthause, nach ihren jeweiligen Gefällen und Renten, von ihnen erheben könnte.

Dieses alles erfoderte zwo nothwendige Reformen in dem Staate: erstlich die Verminderung der Anzahl der Geistlichen; zweytens die Wiedervereinigung von, ich weis nicht wie viel, kleinen Collegiatstiften mit den Domkapiteln, und einer Menge kleiner Klöster mit den ansehnlichsten. Es ist ganz erstaunend, wenn man sehen muß, mit welchem Leichtsinne und mit welcher Schnelle die Bischöffe Priester weihen, ungeachtet der Warnung, die der heilige Apostel Paulus dem Timotheus giebt, daß er ja nicht ohne vorhergehende starke Ueberlegung die Hände auflegen solle. In der Kirche sollte man nicht mehrere Priester haben, als es Stellen gäbe auszufüllen. Ein gewisser heiliger Prälat des verflossenen Jahrhunderts war

neun

neun und dreyßig Jahre lang Bischoff gewesen, und er weihete nicht mehr als neun und dreyßig Priester ein. Er gab die Weihe nur nach Maaßgabe der Bedürfnisse seiner Diocös.

Wenn man diese so nützlichen, als weisen Regeln beobachtete, so würde man unter der Clerisey nicht so viele Priester über die behörige Zahl antreffen; denn was sollte man jenen Geistlichen für Namen geben, die gar an keine Kirche gebunden sind, und welche (o ungeziemliche und unserer Beseufzung würdige Sache!) von ihren Messen leben, wie der Handwerksmann von seinem Handwerke lebet, und welche aus dem, was die Religion nur immer erhabenes und heiliges an sich hat, ein ordentliches Gewerbe machen? Die Geistlichkeit ist nur deßwegen verachtet, weil es allzuviele Priester giebt; und das heilige Meßopfer wird nur darum vernachläßiget, weil es allzu oft celebriret wird. Man hatte sagen wollen, als ob der König in Spanien befohlen hätte, daß man nur nach Maaßgabe der entledigten Stellen Geistliche weihen sollte: wollte Gott, daß dem also wäre, und daß alle Monarchen diesem Plane nachfolgen möchten!

Was den zweyten Punkt, nämlich daß man viele Kapitel und viele Klöster miteinander vereinigen sollte, anbelangt, so darf man versichert seyn, daß der Gottesdienst weit besser verrichtet, und daß die Regel mit weit mehrerm Ei-

ser beobachtet würde. Die kleinen Kapitel bestehen öfters aus zweenen oder dreyen Unwissenden und ebensoviel Trunkenbolden, welche durch allerley heimliche Tücke und unaufhörliche Gezänke einander aufreiben; und die kleinen Klöster werden oft durch lauter denkende Geschöpfe bedient, welche Speisen verdäuen und Athem schöpfen; ein Zeugniß haben wir hievon an jenen Feldmönchen, davon man drey vierte Theile unterdrücken sollte, und die gemeiniglich eben so dumm, als das Vieh, unter welchem sie leben, weder der Kirche noch dem Staate dienen, oder vielmehr jener zur Last liegen, diesem aber zum Aergernisse werden.

In diesem ganzen Artikel habe ich nicht behaupten wollen, daß die Bischöffe nicht einer größern und stärkern Einnahme, als ihre Pfarrer, genießen sollten; allein da die meisten unter ihnen keine Almosen geben, oder aber dieselben in so geringer Maaße austheilen, daß es nicht der Mühe werth ist, daß man davon rede, so ist es billig, daß die weltliche Obrigkeit sich darein mische, und den Antheil, den die Stifter zu diesem Ende bestimmet und ausgesetzt haben, wegziehe. Alles wird besser gehen, wenn der Bischoff genöthigt wird, niemand an seiner Tafel speisen zu lassen, als seine Pfarrer, und auf gewisse Art mit ihnen vertraulich umzugehen. Er wird hierdurch belehret werden, daß ebendiese Pfarrer, die er verachtet, ebensowohl, als er, obschon in einer unter-

terschiedenen Ordnung, von Gott gesetzet sind, und daß sie seine Mithelfer und seine Rathgeber seyn müssen, weit besser, als jene kleine Chorvicarien von fünf und zwanzig Jahren, denen sie ihr Zutrauen schenken, und die von nichts zu sprechen wissen, als von wohlriechenden Wassern, Haarlocken, Romanen, und vom Aufputztischlein des Frauenzimmers, ja welche sich wohl gar öfters erkühnen die ältesten und alleransehnlichsten Geistlichen einer Diöcös zu verachten. Allein unsere Prälaten bilden sich ein, daß man nicht würdig sey, mit ihnen zu leben und zu essen, wenn man nicht die Ehre hat, ein edelmännischer Priester zu seyn.

Daher kömmt es, daß sie, so viel sie nur immer können, die geistlichen Orden beschimpfen. Daher kömmt es, daß sie sich bey nahe schämen, in ein Kloster hineinzugehen, während daß man sogar in Rom Kardinäle siehet, welche mit den Benedictinern, Dominicanern, Franciscanern, Gesellschaft machen, sie besuchen, sich mit ihnen berathschlagen, und ihnen bey allen Gelegenheiten Zeichen der Achtung und Freundschaft geben. Diese Entfernung und Abneigung der bischöfflichen Würde gegen den Priesterorden ist gar in Frankreich soweit getrieben, daß ein Mönch kein Bischoff werden kann, wenn er nicht gänzlich seine Kutte abgeleget, gleichsam als ob dieses eine Schmach wäre, und als ob der römische Purpur, der

zu Rom den Mönchen nicht davon ausschließet, sein Ordenskleid zu tragen, nicht eben so vielen Glanz an sich hätte als der violetfarbe Priesterrock eines französischen Prälaten.

Inzwischen darf ich es wohl sagen, weil ich mir schmäuchele, die Wahrheit zu reden: daß es um unsere Herren Bischöffe weit besser stehen würde, wenn sie unter ihrem Corps auch einige Ordensleute hätten. Mir däucht, daß ein Pater Mabillon, ein Pater Bourdaloue, ein Pater Alexander sie nicht entehret hätte: Italien hat sich zur Vorschrift gesetzet, allezeit Regulierte zu Bischöffen zu erwählen, dieweil es dafür hält, daß weder die hohe Abkunft, noch das Ansehen einen guten Prälaten mache; es will lieber Gottesgelehrte und Weise, als Grafen und Marquisen haben. Solange als ein Name den Beruf und das Verdienst eines Bischoffes ausmacht, so wird die Kirche auch arme Hirten haben.

Bevor ich dieses Kapitel schließe, kann ich mich nicht enthalten zu sagen, daß die Aebte, die man mit Pfründen überladet, in der Hoffnung, daß sie ihren Familien unter die Arme greifen, und zu dem Unterhalte eines Bruders, oder eines Vätters, der im Kriege dienet, etwas beytragen sollten, ihre Bestimmung gar nicht erfüllen. Ich bin allhier der Wiederschall aller derjenigen, die nicht aufhören sich über die Härte ihrer Oheime, ihrer Brüder,

oder

oder ihrer geistlichen Söhne zu beklagen. Es scheinet, als ob die Vorsehung, da sie den Geiz der meisten Priester zuläßt, (denn sie sind beynahe allesammt geizig, wenn es um einen Liebesdienst zu thun ist) sie hat bestrafen wollen, daß sie zu Trotze der eigenen Religion, welche ihnen die Reichthümer verbiethet, so viele Reichthümer im Besitze haben.

Siebentes

Kapitel.

Von der Verwaltung der Kammergefälle.

Hier ist die gefährliche Klippe der Regierungssorge. Es giebt dabey so viele beschwerliche Zufälle, die der allgemeinen Haushaltung der Königreiche schaden, so viele unterschiedene Systeme, die sich dem Gemüthe vorzeigen, daß Colbert selbsten, welcher in diesem Artikel weit weniger, als der berühmte Sully, erfahren war, die Verwaltung des Finanzwesens nur zur Hälfte verstanden hat. Man hat allezeit eine Sache, die man durchaus mit wenig Worten und ohne Umstände vortragen muß, es sey in Auflegung der Steuren, auf jeden Kopf, es sey auf jedes angesäete, oder ge-

pflanzte Feldstück, es sey in Verkehrung aller Provinzen in Staatsländer, zusammen gefasset. Die Erhebung der Gelder würde alsdann weder jene abscheuliche Ungerechtigkeiten, die uns verarmen und seufzen machen, noch jene hohe Glücksstände, die uns ebensowohl durch ihren schnellen Fortgang, als auch durch ihren prächtigen Schimmer, ganz wunderbar scheinen, verursachen können.

Die Renteinnehmer, wider welche ich mich erkühne, und zwar nicht aus einem satyrischen Geiste, nicht aus einer unbesonnenen Hitze, sondern weil der gemeine Haufe mir dieselben als tückische und boshafte Menschen anzeigt, welche wirklich den Staat untergraben, meine Stimme zu erheben; diese Renteinnehmer, sage ich, können sonst nirgends, als nur unter den Betrügern oder Unwissenden, ihre Schutzredner finden. Es ist ganz klar, daß Männer, die gählings so reich und so mächtig werden, gefährliche Wesen sind, die man unterdrücken sollte.

Wenn man Gerichtsstühle ordnete, welche genau erforschen müßten, durch welche Mittel die Pachtleute sich bereicherten, o wie viele Männer, welche den Ruf der Redlichkeit, den man ihnen umsonst bewilliget, verlieren würden! Man würde alsdann erkennen, daß die Auflagen nur darum auf die hohe Stufe, worauf sie gesetzet sind, erhaben worden, weil die Hälfte,

und

und vielleicht gar die zween Drittheile unter den Händen der Beutelschneider verwahret sind; man würde erkennen, daß ein jeder schnelle Glücksfall nicht ohne Ursache verdächtig scheint, und daß man nicht so plötzlich ganze Millionen gewinnen kann, wenn man nicht die Kunst besitzet zu stehlen. Wenn der Gewinn rechtmäßig ist, oder wenn er wenigstens durch weise und nützliche Gesetze gemäßiget wird, so findet man nicht leichtlich Mittel, die prächtigsten Paläste aufzubauen, ein glänzendes Gefolg von Leuten und Pferden und die köstlichsten Hausgeräthe zu halten, mit einem Worte, eben so stattlich, ja noch weit besser, als Fürsten, zu leben.

Wenn man die Renteinnehmer nicht abschaffen, und dagegen Verwalter setzen will, so sollte man ihnen doch wenigstens gewisse und billige Besoldungen anweisen. Ist es dann nöthig, daß Leute, die oft ohne Vermögen gebohren sind, die allerschönsten Landgüter besitzen? Ist es nöthig, daß alle Gegenden von Paris ihr Hab und Eigenthum zu seyn scheinen, und daß ein Fremder, wenn er dahin kömmt, glauben müsse, daß sie die vornehmsten des Königreichs seyn? Man muß gestehen, daß diese glänzende Aussicht etwas unverschämtes anzeige, und daß ich gar nicht begreife, wie die Renteinnehmer, die sich doch immerzu fürchten müssen, sich unterstehen können, den Raub so vieler Unglückseligen auf eine so pra-

lerische Weise öffentlich auszukramen. Wären sie einsame und von der Welt abgesonderte Leute, ihre eigene Hoheit würde sie schon längsten aufgezehret haben; da sie sich aber mit den großen Herren vermengen, von denen sie täglich entweder Schwiegerväter oder Schwäger werden, wie auch mit einer Menge Personen, die an den großen Pachten Antheil haben, und die sich, ohne dem Staate zu dienen, überaus stark bereichern, so finden sie auch die mächtigsten Stützen: dieß ist jener große Drache in der hohen Offenbarung, welcher mit seinem Schweife den dritten Theil der Sterne des Himmels nach sich ziehet.

Man wird demnach ewiglich den Schwamm über alle gewaltthätige Wegraubungen und Erpressungen streichen müssen, dieweil fünf oder sechstausend Privatpersonen, die mit den Generalpachtern in Gesellschaft stehen, einen sehr fetten Gewinn davon ziehen, und weil der Adel bey ihnen reiche Erbinnen findet. Alleine wäre es nicht natürlicher, wenn man den Adelichen andere Mittel sich zu bereichern verschaffte, als Heirathen, die ihrem Stande nicht gemäß sind, und wenn man ihnen selbsten die Verwaltung der öffentlichen Gelder anvertraute? Der deutsche Adel ist gewißlich eben so ansehnlich, als der französische, und derselbe achtet es gar nicht für eine Verdemüthigung, die Kammergefälle zu verwalten. Ist es nicht der Gebrauch, so führe man solchen ein; die

Sachen verbessert man nicht, und man macht sie nicht vollkommen, als durch die Veränderung.

Wo keine einträgliche Vortheile sind, wird man mir einwenden, da bleiben die Leute müßig, und niemand würde die Sorge über sich nehmen wollen, für das Wohlseyn des Reichs zu wachen? Aber welch ein Geständniß! Es ist erniedrigend für unser Jahrhundert! Und wie! Sind dann heute zu Tage lauter Leute auf der Welt, die sich durch Geschenke gewinnen lassen, und sollte man dann inskünftige die Gesinnungen nach dem mehrern oder wenigern Golde, das man erobern soll, abmessen? Kann man nicht Personen, die sich zum Dienste des Staats wiedmen, durch Titel und Ehrenvorzüge belohnen, und muß dann ein Renteinnehmer nothwendiger Weise ganze Millionen zum Besten haben? Mir däucht, daß es nicht schwer sey, das Einkommen eines Pachtmannes auf etliche tausend Livres jährlich anzusetzen; und daß man bey einer Nation, die sich allezeit durch Empfindungen der Ehre ein Ansehen zu machen wußte, Leute antreffen wird, die weit mehr, um dem Vaterlande zu dienen, als um sich selbsten zu bereichern, bemühet seyn werden.

Es ist gar nicht das Geld, woran es in den Königreichen mangelt, sondern an der Art und Weise es anzuwenden. Wenn uneigennützige und in dem Mittelmaaße lebende Män-

ner das Ruder führten, so würde es geschehen, daß die Unterthanen eines Staats alle Nothdürften bestreiten könnten, ohne ihrer Bedienungen gewahr zu werden; es würde geschehen, daß der, so nur wenig hätte, auch nur wenig bezahlte, und daß eine einzige Million für drey gelten müßte. Alle Unglücke rühren bloß von einer übeln Verwaltung her: Welche Schatzungen, die ohne gebührliche Art und genaue Erkenntniß, bald diesem, bald jenem auferlegt werden! Welche Verschwendungen, die durch Betrügereyen, oder durch eine übelverstandene Politik verursachet werden!

Man hebe nur alle Hülfsgelder auf, die man bisher ohne Noth und aus bloßer Gewohnheit bezahlet hatte; man ziehe alle Gnadengelder ein, die man so viele unnütze Leute hatte genießen lassen; man setze ein genaues Ebenmaaß in den Einkünften der königlichen Zollpachter; oder aber, um deutlicher zu sprechen, man bestimme die Einkunft eines Generalpachters auf zwanzig bis dreyßig tausend Livres, jene eines Einnehmers auf zehn bis fünfzehn; oder man schaffe sie gar ab, und setze an deren Stellen Edelleute, die sich mit einem mindern Einkommen begnügen, und viel mehr arbeiten werden; man theile die Gelder des königlichen Schatzes mit einer haushälterischen Klugheit aus, und mache daraus nützliche Geschenke, und bestreite davon die höchstunvermeidlichen Unkosten; man mache den Feldbau

und

und die Handelschaft blühen; man lasse vom Prachte nichts weiters mehr übrig seyn, als so viel zu Unterhaltung der Künsten und Wissenschaften erforderlich ist; man suche Leute von Verdienst, man ziehe sie zu Rath, und bekleide dieselben mit Ehrenämtern; man schaffe alle die Personen ab, welche an den Pachten Antheil haben, und derer Gewinn das eigene Blut der Völker ist, die man unterdrücket; man begnüge sich überhaupt mit dem Grunde und Boden, den man besitzt, so wird man die bisher schmachtende Staaten bald wiederum in dem vortrefflichsten und beglücktesten Zustande sehen.

Alles scheinet zaghaften Gemüthern unüberwindlich zu seyn. Es braucht nichts, als eine große Seele, das Genie eines Choiseuls, so wird Frankreich, weit blühender, als jemals, aus seinen eigenen Trümmern wieder hervorwachsen, und das Joch der Renteinnehmer, die es entkräften und aussaugen, vom Halse werfen. Man muß den großen Zweifelsknoten entzweyschneiden, und den Verordneten von jeder Provinz die Einziehung der Gelder auftragen, welcke die Aufseher besorgt seyn müssen, unter guter Bedeckung bis in die königliche Schatzkammer bringen zu lassen. Das Geld unterläßt niemals sich zu verändern und zu mindern, wenn es unter die Hände einer Menge Einnehmer und Kammerschreiber geräth. Der meiste Theil derjenigen, die keine

Steuer-

Steuersammler mehr sind, werden das Feld bauen, und in ihren vorigen Stand zurückkehren.

Der Kardinal Richelieu hat sich nur dadurch unsterblich gemacht, daß er neue Systeme auf die Trümmer der alten erbauet hatte. Er ließ schreyen, er wagte es, und das Königreich erschien unter einer ganz andern Gestalt. Es zeigt sich eine solche Einschläferung in den Staaten, sobald als es um das allgemeine Beste zu thun ist, und eine solche Furcht, als ob das Werk nicht gelingen möchte, daß auch die besten Vorschläge zu keiner Wirksamkeit gebracht werden. Es scheinet, als ob alle Bemühung sich auf nichts, als auf Moden, erstrecken sollte, und als ob keine andere Misbräuche unter uns zu verbessern wären, als nur in der Art sich zu kleiden, und den Kopf aufzuputzen.

Wenn man nach dem Beyspiele des Papstes Sixtus V Sorge trüge, viele Millionen vorräthig zu halten, (gleichwie auch die Sache nicht unmöglich wäre) so würde man niemals gemüßiget seyn, einen Vorschuß zu begehren, und alsdann würde man auch inne werden, daß die Generalpachter nicht so nothwendig seyn, und daß man folgsam die Dienste, so sie dem Staate zu leisten scheinen, sehr theuer bezahle. Nichts ist vergerblicher, als wenn man, nach dem gemeinen Sprichworte zu sagen, das Getreide vor der Zeit einärndtet.

tet. Die Verwaltung der Kammergefälle muß eingerichtet seyn, so daß man jedes Jahr den königlichen Schatz davon zurücklegen könne. Die Zeit des Ueberflusses und des Friedens ist die Zeit des Sommers, da man auf den Winter, nämlich auf die Tage des Unglücks und der Trübsalen ärndten muß; und wie hat man dieses anzugehen? Siehe, auf folgende Art.

Man dürfte nur eine kluge Verbesserung einführen, die eigentlich bloß auf die Haushaltung abziele, und an dem Hofe müßte der Anfang gemacht werden. Jedermann ist es bekannt, daß der Hof, gleich einem tiefen Schlunde, ganz unermeßliche Summen verzehre; daß er die Habsucht einer Menge von Leuten unterstützet, die nichts anders suchen, als auf ihre kleine Nebenvortheile bedacht zu seyn, und daß er allen großen Herren einen gewissen glänzenden Ton beylege, welcher bis an den äußersten Gränzen des Königreichs erschallet. Auch haben wir die Vorsichtigkeit Ludewigs XV zu bewundern, welcher, als ein weiser und hocherleuchter Monarch, seinen Ministern aufgetragen hat, allen überflüßigen Aufwand abzuschneiden, und in sein ganzes Haus einen Sinn der Richtigkeit und der klugen Eintheilung zu verbreiten.

Ich will nicht, daß man aus einer schändlichen Kargheit sparen, und, zum Exempel, anstatt der weißen Wachskerzen gelbe brennen

sollte:

sollte: obschon die Kleinigkeiten einen sehr beträchtlichen Artikel an einem weitläuftigen Hofe ausmachen, so sind doch diese allzu gering, und tragen allzuviel das Ansehen eines gewissen Geizes mit sich: das Ueberflüßige muß man abschaffen, doch als ein witziger Geist, welcher das Wesentliche der Ausgaben einsiehet, und der dem Wohlstande nichts benimmt, wenn er gleich der Eitelkeit alles entziehet.

Es hat ein haushälterischer Minister insbesondere und vorzüglich auf die Reisen der Fürsten ein offenes Auge zu haben; er wird mit Verwunderung gewahr werden, daß die mindeste Lustreise ganz außerordentliche Unkosten nach sich ziehe, und daß die vornehmsten Küchenbediente, gleichwie auch die Oberstallmeister, sich gewisse Gebühren bezahlen lassen, die an sich selbsten eben so lächerlich, als dem Staate nachtheilig, sind; er wird sehen, daß so viele unterschiedene Tafeln, an denen ein jeder Officier vor des Königes Munde, die Freyheit hat einen guten Freund einzuladen, sehr kostbar seyn, und daß man nicht besser thun könnte, als solche abzuschaffen; er wird sehen, daß die Reforme der Pferde eine Art eines Verkaufs mit Ausschluß anderer sey, welcher manche Privatpersonen bereichert; er wird bemerken, daß die Werke und Arbeiten derer, welche die Gärten unterhalten, und die Gebäude ausbessern sollen, ihren Lohn sehr schlecht verdienen, und daß die Anzahl solcher Leute, die zum Dienste

und

und zur Aufwartung bestimmet sind, allzu groß und häufig sey.

Wenn man diesem Plane in allen den unterschiedenen Ständen, die ein Königreich ausmachen, nachfolgte, so würde man unermeßliche Summen gewinnen, und folgsam würde man auch einen ziemlichen Vorrath haben. Mit dem Gelde muß es eben also beschaffen seyn, wie mit dem Getreide, davon man sich gleichfalls auf die künftige und höchstbenöthigte Zeit einen guten Haufen sammeln muß. Es ist ein grausames Mittel um die übermäßige Erpressung der Steuren, wie nicht weniger die Noth, sogar die Altäre zu berauben, gräulich ist. Wie traurig ist es nicht, wenn man sehen muß, daß fast alle Staaten ungeheure Summen schuldig sind, und wenn man sehen muß, daß diese Uebel nicht entstehen würden, wenn man die Thorheit nicht begienge, weit über seine Einkünfte auszugeben!

Das ottomanische Reich wird auf das allerweislichste verwaltet: es bezahlt den Fremden weder Gnaden- noch Hülfsgelder; es kennet weder die Moden, noch alle neue Erfindungen des Prachts und der Ueppigkeiten, und folglich macht es auch keine Schulden, und genießet seines eigenthümlichen Vermögens. Zu viel Verstand schadet öfters der Regierung der Länder. Die Staatsklugheit der Türken ist die Schutzrede der gesunden Vernunft: sie

haben eine Einrichtung, die in nichts abgeändert wird, und der man, gleichwie dem Laufe des Sonnenkörpers, folget. Nur zu wünschen wäre es, daß nicht die Meynung eines übelverstandenen Schicksals jedes Jahr der Umsturz einer Menge Inwohner wäre; allein wo lebt das Volk, so ohne Vorurtheile ist?

Achtes Kapitel.

Von den Steuren und Auflagen.

Diese so vielmals aufgeworfene und immer unentschieden gebliebene Frage scheinet nur denjenigen schwer zu seyn, die sich das wahre Wohl des gemeinen Wesens nicht zu Herzen gehen lassen. Nothwendiger Weise müssen Kopfsteuren in einem Königreiche angelegt werden; und ohne daß wir mit dem Verfasser des Schauplatzes der Natur sagen sollten, daß ihre Vielfältigkeit die Armuth verursache, wollen wir gestehen, daß das Volk dieser Schatzungen nöthig habe, um sich dem Arbeiten zu ergeben, seine Künste und Geschicklichkeiten sehen zu lassen, und in der Abhängigkeit zu leben. Nichts kann übermüthigers zu finden seyn, als ein holländischer Bauer, weil er nicht genug

Schat-

Schatzungen hat, und nichts kann armseliger seyn, als ein romanischer Bauer, weil er gar keine hat.

Man muß also zwischen diesen beyden mangelhaften Extremitäten auf eine Mitte sehen, und dieselbige mit Vortheil ergreifen. Die Steuren, so nur auf die überflüßigen Güter angesetzt werden, sind allezeit weislich geordnet; so daß die Nation ihre Thorheit niemals wird rechtfertigen können, womit sie einen klugen Minister hat tadeln wollen, der auf nichts bedacht ist, als nur wie er auf Unkosten der Reichen sein Volk schonen möchte: was noch das allerwundersamste hiebey ist, so schien dieses Volk am meisten darüber aufgebracht zu seyn: eine klare Probe, daß der gemeine Pöbel weder das Verdienst der Personen, die in offenen Aemtern stehen, noch seinen eigenen Vortheil kennet. Daher kömmt es, daß man ohne Unterlaß wider diejenigen loszuhet, welche am Ruder der Geschäffte sitzen, und daß man niemals ihnen ihr Lob spricht, als bis sie ihre Stelle aufgeben, oder bis sie mit Tode abgehen. Alsdann hat man alles verlohren, und der Mann, den man mit Fluch- und Scheltworten überhäufte, wird zu einem Helden gemacht.

Der Freund der Menschen, dieser vortreffliche Autor, welcher in seinem ganzen Werke die Partey der Menschlichkeit auf das hitzigste

ste versicht, wollte, daß man um die Armseligen zu schonen, Schatzungen auf die Pferde legen sollte. Welche Kopfsteuren von eben dieser Gattung könnten man nicht ansetzen, ohne diejenigen zu beschweren, welche in der Dürftigkeit schmachten! Man würde sagen, daß die Armen Insecten seyn, die man ganz ungestraft, und ohne jemand davon Rechenschaft zu geben, zertreten kann.

Wenn man einen Geist der Zusammenfügung natürlicher Eigenschaften, oder vielmehr Geduld und guten Willen hätte, so würde man unendliche Quellen finden, welche die allernothwendigsten Bürger nicht mit Schulden beladen würden. Ich nenne nothwendige Bürger, nicht zwar diejenigen Witzlinge, die sich mit lauter verstandleeren Fragen und eiteln Heldengedichten das Hirn quälen; nicht die dumme Stutzer, welche nur deßwegen leben, damit sie allen, die mit ihnen umgehen, beschwerlich fallen; nicht jene lächerliche ehrgeizige Weiber, welche aus Furcht zu viele Kinder zu bekommen, sich enthalten, dem Staate Unterthanen zu geben: sondern jene theure Männer, welche in dem Schweiße ihres Angesichts unsere Aecker fruchtbar machen; jene ehrwürdige Handwerksleute, welche Tag und Nach arbeiten, um uns sichere und bequeme Wohnungen zu verschaffen, um uns zu kleiden, um uns zu nähren; jene geschickte Personen, welche die nützlichen Künste und Wissenschaften blühen machen;

cken; jene armen Soldaten, welche ohne Hoffnung einiges Ruhms, oder hohen Glückes ihren Schweiß und ihr Blut verschwenden; endlich jene preiswürdige Dorfpfarrer, welche ihr Leben zwischen den Todten und Sterbenden zubringen müssen, und die nicht einmal das tägliche Brod zu essen haben.

Dieß sind die Leute, die man schonen muß, und man wird auch Mittel finden, solches leichtlich zu thun, wenn man den Modehändlern, und allen ergötzlichen Handwerksleuten Schatzungen auflegt; wenn man die Besoldungen der Tänzer, Sänger und Schauspieler vermindert; wenn man allen großen Herren nach Maaßgabe ihrer Bedienten, ihrer Kutschen und Pferde einen gewissen Tribut auferlegt; wenn man auf die Kutschenthore, auf die prächtige Häuser, auf die Schaubühnen, und sogar auf die Kamine, ausgenommen die so unumgänglich nöthig sind, gewisse Summen setzet; und endlich wenn man auf Diamanten, Galonen, Spitzen, Stickarbeit, köstliche Stoffe, Livreyen, lange Spiegel, Vergoldungen, marmorsteinerne Tische, auf Thee, Chokolate, Caffe und allerley süße Getränke eine gewisse Taxe verordnet.

Es werden so billige Auflagen nimmermehr einiges Murren erwecken; oder wenn sie es erwecken, so muß man von Herzen die Nation beklagen, und daraus schließen, daß ein über-

mäßiger Pracht sehr viele Unglücke nach sich ziehe. Ackersleute werden zufolge dessen der schweren Bürde entladen: denn es ist grausam anzusehen, daß dieselben genöthiget sind, nichts als ein Brod der Thränen und der Bitterkeiten zu essen, während daß doch sie diejenigen sind, die uns das Brod verschaffen, so wir essen; und nichts als leeres Wasser zu trinken, da sie doch diejenigen sind, die uns den Wein trotten, den wir trinken.

Die Auflagen, so nur das Volk allein drücken, verderben nicht nur die Personen, die dem Staate nöthig sind, sondern sie erwecken auch Klagen und Unzufriedenheiten, die man immerzu bemühet ist zu verhindern. Aber welche Geschicklichkeit gebrauchen nicht die Renteinnehmer, um zu verhüten, daß nicht diese Klagen bis vor die Ohren der Fürsten dringen, derer Eingeweide ohne allen Zweifel darüber gerührt werden würde. Rechte Geyer, welche die Todtenkörper zerfleischen, und welche dieselben mit ihren Flügeln zudecken; sie benehmen dem Regenten die Aussicht des großen Unheils und Verderbens, so sie aller Orten angerichtet haben. Sie sind es, welche sich bemühen vor den Augen des Monarchen einen erzwungenen Pracht auszukramen, um ihm glauben zu machen, daß sein Königreich in allem Ueberfluße schwimme, und welche auf das sorgfältigste beflissen sind, alle Bittschriften, wodurch er das Elend seiner Unterthanen inne wer-

werden könnte, von seinen Augen zu entfernen. Die Anhänger der Steuereinnehmer, oder vielmehr ihre aberwitzige Schmäuchler, werden mir hier sagen, daß ich ein solcher sey, der gerne die Leute tadle und aushöhne, denn dieses ist ihre einzige und immerwährende Antwort; allein es werden mir alle ehrliche Leute das Zeugniß geben, daß ich die Wahrheit sage.

Welche Züge stellen sich nicht hierbey meinem Gesichtspunkte vor, die ich aber gleichwohl unterdrücke, aus Furcht, man möchte mich beschuldigen, als ob ich in dieser Materie zu weit gienge! Ich begnüge mich also nur zu sagen, daß man der Menschlichkeit einen wesentlichen Dienst leisten würde, wenn man den Befehl, den man den Allerärmsten aufdringet, Salz zu verzollen, wegnähme. Welch Liebesbriefgen um einen Zettel, wodurch ein Elender, der weder Geld noch Brod hat, gezwungen wird, ein Salz anzunehmen und zu bezahlen, dessen er sich doch gerne entübrigen wollte, um seine weit dringlichere Nothdürfte dagegen zu bestreiten! Ist es billig, daß man einen Menschen, dem es etwa vor dem Salze eckelt, und der sich dessen soviel möglich zu enthalten weis, zwinge, daß er durchaus sich dessen bedienen muß? Ist es billiger, daß man einem Bürger oder Handwerksmanne nicht erlaubt, seinem Nachbarn, der im Elende schmachtet, eine Flasche Wein zu bringen; und ist es nicht eine ganz außerordentliche Beschwerlichkeit für einen

Gastgeber und für alle Weinhändler, wenn er täglich in seinem Keller bestellte Schreiber erscheinen sehen muß, die ihm sein Faß besiegeln, um zu wissen, was er getrunken oder verkauft hat? Und warum schafft man doch nicht alle solche Spionen ab, welche die Provinzen verwüsten, und den Staat entsetzlich viele Summen kosten?

Der Sohn eines gewissen Feldbauren, der noch wirklich lebt, und welcher, ohne andere Hülfe, als seine eigene Fähigkeit, währenden Schafhütens die Anfangsgründe von allen Wissenschaften erlernte, hat mir erzählt, daß er sich mit vielem Schrecken noch wohl erinnerte, daß seine arme Mutter, unter der schweren Bürde der Auflagen, Morgens und Abends für sich und für ihre Kinder den Tod, als das einzige Labsal ihres Jammers, herbeyrief. Es giebt Familien, (und dieses Elend siehet man täglich vor Augen,) welche den grausamen Schmerzen empfinden, zu sehen daß ihre eigene Bette an den Meistbiethenden verkauft werden, und daß dieselben zu einer Beute der Habsucht und der Unmenschlichkeit eines Erpressers oder Zolleinsammlers dienen müssen; und was entstehet hieraus, was ist der Gewinn? Nichts als einige elende Kreuzer, die durch die Einnehmer selbsten verzehrt werden, und der gräulichste Mangel derer, die man auf diese Art des Ihrigen beraubet.

Es ist eine heimlische Tyranney mitten in dem Königreiche, worüber sich gewißlich das Mitleiden und die Güte des Monarchen selbsten entsetzen würde; allein man spart keine Sorgfalt diese Uebel zu bemänteln. Unterdessen wäre es leicht dem Gebrauche nachzufolgen, welcher in den andern Provinzen eingeführet ist, in welchen man gar nicht weis, was ein Steuersammler bedeutet, und wo der, so nichts hat, auch nichts bezahlt. Ist denn das Volk eine Weinlese, die man trotten muß, um die Herren Renteinnehmer davon zu tränken? Wie kann ein Ackersmann in verschiedenen Kopfsteuren mehr bezahlen, als die Erde, die er verpachtet, jährlich trägt? Die Schatzungen werden öfters aus Eigensinne oder aus Rache aufgelegt; anstatt daß, wenn ein Anschlag über die Beschaffenheit eines jeden Feldguts und über dessen Menge gemacht würde, man allen diesen Schwierigkeiten zuvorkommen könnte. Es ist nicht möglich, alle gepflügten Felder einer jeden Pfarrey zu kennen, und zu wissen, ob die eine tauglich sind, Korn, und die andern Weizen hervorzubringen. Gleiche Bewandtniß hat es auch mit den Weinbergen, daß man die Weinstöcke zu Anjou nicht wie jene zu Burgund schätzen kann.

Allein wäre es denn unmöglich, auch auf die Wiesen und auf die Waldungen Steuren anzulegen, und sich ein gewisses vom Morgen bezahlen lassen? Die Waldungen tragen nicht jähr-

lich, die aber, die dergleichen besitzen, sind gemeiniglich reich.

Was die Zehenden anbelangt, so kann man die Unbilligkeit derselben Eintheilung nicht genugsam beseufzen. Die meisten Bischöffe bezahlen bey nahe gar nichts, und die armen Dorfpfarrer werden fast zerdrücket. Wie schmerzhaft ist es nicht, wenn man aller Orten, und sogar auch in dem Heiligthume selbsten Raubsucht und Ungerechtigkeiten antreffen muß! Ich begreife sehr wohl, daß man nimmermehr aus einem Königreiche eine Republik machen könne, so wie die platonische war, und daß, überall wo Menschen sind, es auch Leidenschaften gebe, und daß aus diesen Leidenschaften immerzu Unglücke entstehen werden; allein es kömmt wenigstens auf mehr an.

Hier wäre der Ort, von den Zollhäusern, und von jener abscheulichen Strenge, mit welcher man von Stadt zu Stadt die armen Reisende durchsuchet, die man quälet, und gar in Verhaft bringt, etwas zu sprechen; allein man muß nicht denken, daß man alle Beschwerlichkeiten abthun wolle. Lasset uns demnach hoffen, daß die Zeit manche Uebel heilen werde. Der gedruckte Cattun ist, nach vielen Bedrückungen von allerley Gattung, um die Einfuhr zu verhindern, wiederum erlaubt worden, und niemals hat man weniger sich dessen bedienen sehen, als seitdem man ihn erlaubt hatte; wel-

welches klärlich beweiset, daß man öfters die Dinge vermehret, wenn man sie als verbothene Waaren erkläret. Ich bin versichert, daß die Gewohnheit, alle Kutschen, die in Paris fahren, zu öffnen und durchzusuchen, immerzu viele Betrügereyen verursachet, an die man schwerlich gedenken würde. Es wäre zu wünschen, daß eine Hauptstadt von solcher Wichtigkeit von dergleichen Untersuchungen verschont bliebe, welche in Betrachtung der Art, wie dieselbe gemacht werden, ohnedem zu gar nichts dienen.

Bey dieser Gelegenheit muß ich noch dieses hinzufügen, daß die Menschlichkeit erfordere, daß man die zum Leben nöthige Eßwaaren nicht mit allzuhoher Taxe beschwere. Der Handwerksmann zu Paris wird nicht ernährt, weil man allda zu theuer lebt: daraus entstehen häufige Krankheiten und ein schrecklicher Mangel, welcher, ob er gleich nicht wahrgenommen wird, nichtsdestoweniger wahrhaft und wesentlich ist. Die Pariser, welche sehr geschickt sind, sich mit schlechten Kleidern zu schmücken, scheinen die wohlhabendste Leute zu seyn in dem Augenblicke selbsten, da sie noch nicht einmal wissen, wo sie eine Mittagssuppe einnehmen sollen. Man schreyet wider alle Kleinigkeiten, man glaubt, daß dieselben mit der Hoheit und mit einem scharfsinnigen Verstande nicht wohl bestehen können; und inzwischen ist nur ein Auge, das ins Kleine siehet,

im Stande, die Unglücke, des Volkes zu erkennen. Wenn man die vorliegende Mittel und die Bedürfnisse eines Staats nur mit einem flüchtigen Auge überläuft, so handelt man wie ein Arzt, welcher vorbeygehet, und welcher nichts thut, als den Kranken nur obenhin anzusehen.

Neuntes Kapitel.

Von den Renten und Zinsen.

Es ist eine große Beschwerlichkeit, die Renten in einem Staate zuviel zu vermehren, und oft noch eine weit größere Hinderung, dieselbige zu vermindern, oder sie abzukaufen. Unterdessen giebt es Fälle, da die Regenten sehr wohl thun, sich frey zu machen, allein diese Fälle sind rar; denn es ist nöthig, daß man soviel möglich allezeit das Zutrauen der Völker, sowohl, als die leichte Art, nach Beschaffenheit der Zeit und Umstände, zu entlehnen, sich zu erhalten trachte.

Die Leibrenten auf den zehenden Pfenning gerechnet, und zwar ohne Unterschied auf alle Alter, sind die nützlichsten für den Staat. Man bemühet sich auf den Kopf der Kinder anzulegen;

legen: und etwa die Blattern, oder tausenderley andere Begebenheiten können den Monarchen zum Erben machen. Ob schon die Leibrenten manche Familien verderben können in den Ländern, wo der Pracht herrschet, und wo die Anlockung eines doppelten Gewinns die Väter, so der Schwelgerey und den Wohllüsten ergeben sind, verführet, so ist es gleichwohl für viele Privatpersonen nöthig, daß es Mittel gebe, wie man seine Gelder sicher anlegen könne, daß die Zinse allenfalls das Capital austragen; die Handlung ist allzuungewiß und gefährlich, als daß ein Mann es wagen dürfte, sein eigenes Vermögen hineinzusetzen.

Wenn also der Staat ohngefähr die Leibrenten abkaufet, so muß er in demselben Augenblicke einen andern Weg eröffnen, der den Gebrauch derselben fortsetzet; und wenn man befürchtet, daß Aeltern lüderlicher Weise ihre Kinder um die rechtmäßige Erbschaft betrügen möchten, so kann man ein Gesetz machen, welches einem jeden Hausvater verbiethe die Gelder anzulegen, daß die Zinse das Capital austragen. Was aber die Abkaufung anbelangt, davon ich eben geredet habe, so sehe ich gar nicht, daß der Staat davon einen Nutzen ziehe; denn es ist zweifelsohne sehr nachtheilig, einen Menschen etwa den Vorabend seines Todes wiederum einzulösen, nachdem man ihm während zehen oder zwanzig Jahren mit klarem Verlurste den Zins bezahlet hatte.

Die Tontinen (oder Leibrenten) ob sie schon durch einen Namens Tontino von Neapel erdacht worden sind, haben dennoch in Italien keinen Beyfall gefunden. Die Italiäner als verschmitzte Köpfe werden vermuthlich gedacht haben, daß man leicht bedrogen werden könnte, wenn man sich in eine Classe einschreiben ließe, davon man weder die Zahl noch die Einlage der übrigen Gesellschaft kennete. In der That sollte man eine öffentliche Liste von allen Mitgenossen und von allen Actien, so dieselben genommen haben, herausgeben, aufdaß ein jeder von sich selbsten sehen könnte, ob seine Rente nach Maaßgabe der Gestorbenen, und des Geldes, so er gegeben hat, sich vermehre; sonst ist es die schwarze Kunst, und die Personen, denen die Tontine aufgetragen ist, können ungestraft betrügen.

Diese Anmerkung führet mich ganz natürlicher Weise auf die Bezahler der Renten, davon die meisten Erzbetrüger sind. Meister, die Zahlungen zurückzuschieben, so lange es ihnen gefällig, bedienen sie sich selbsten des Geldes der Privatpersonen, deren Mangel öfters ungemein groß ist, und welche die höchste Noth zwinget, sich an die schrecklichsten Wucherer zu wenden. Auf diese Weise wird alles zu einem Vorkaufsrecht, und die Schalkhaftigkeit hat tausenderley Ausbreitungen der Adern, die sich auf allen Seiten ausdehnen. Man kann keine Aemter mehr bestellen, daß man nicht

auch

auch zugleich Aufseher bestelle, um auf das Betragen derer, die solche Aemter versehen sollen, zu wachen: Welches Unglück!

Zehntes Kapitel.

Von den Gnadengeldern.

Nichts ist, so man weniger leichtsinnig geben, und richtiger ausbezahlen soll, als die Gnadengelder. Ein jeder Minister muß die Güter des Staats viel wirthschaftlicher verwalten, als seine eigene Güter. Es ist daher gar keine hinreichende Ursache, einem Officier, weil er ins Verderben gerathen ist, einen Gnadengehalt zu bewilligen; sondern man muß wissen, ob seine Dürftigkeit von seinem uneigennützigen Betragen, oder von dem Aufwande, den der Dienst des Königes mit sich bringt, herrühre. Diese Anmerkung ist hier um so viel billiger, als viele Kriegsbedienten durch allerley Thorheiten, als da sind das Pharaospiel, die Unterhaltung einer Liebste, oder eine ungeziemte Hoffart, in Schulden gerathen, und sich selbsten an den Bettelstab bringen.

Man muß gleichfalls auf die Gattung der Dienste, so man geleistet hat, und auf die

Länge

Länge der Zeit, sein Augenmerk richten. Es würde sehr ungereimt seyn, dem Peter, der etwa nur sechs Monate eine Stelle versehen, ebendieselbe Belohnung zu geben, als dem Paul, der sein Amt zehen Jahre lang verwaltet hatte. Inzwischen sind dergleichen Misbräuche in allzu häufiger Menge, und man folgt immer seiner angenommenen Weise.

Es wäre führwahr zu wünschen, daß die Entrichtung der Gnadengelder niemals verschoben würde, und daß man hierinne dem Kardinal Fleury nachahmete; ist aber die Sache nicht thunlich, so muß man wenigstens diejenigen zurücke lassen, die am meisten im Stande sind zu warten. Die Dürftigkeit braucht niemand bey billigen Gemüthern, als sich selbsten, um Hülfe erwarten zu dörfen. Wenn man verweilet, die zu bezahlen, die sonst nirgends keine Mittel, als bloß ihr Gnadengeld, haben, so machet man sich auf gewisse Art zu einem Todtschläger.

Ob gleich die öffentlichen Lustbarkeiten ihren Nutzen haben, so sollte man dennoch niemals die Schauspieler, die Possenreißer und die Sänger, nämlich jene Menschen, welche Plato aus seiner Republick verbannte, und welche das heydnische Rom in die Acht erklärte, in die Verzeichniß der Ausgaben setzen; im Gegentheile sollte man diejenigen befriedigen, welche durch ihre Schriften die Sitten ehren,

und

und die Religion vertheidigen. Diese beyde Gegenstände sind die festeste Stütze der Königreiche. Nichts ist leichter als ein Register von den nützlichen Autoren zu machen, und dieselben zu belohnen. Wenn ein wackerer Mann gezwungen ist, einen Schutz zu erbetteln, um sich ernähren zu können, so stirbt er gemeiniglich, ohne jemals eine andere Hülfe, als leere Versprechungen, empfangen zu haben. Leute, die Aemter besitzen, und besonders die Geistlichen, zahlen gerne in dergleichen Münze aus; unterdessen sollte man von dem Einkommen dieser letztern jenes der nützlichen und gewissenhaften Schriftsteller entnehmen. Es ist billig, und zwar sehr billig, daß weltliche Aebte, die weder predigen, noch unterweisen, und die ihr Leben dahin bringen, ohne ein Wort von Gott zu melden, wenigstens zum Unterhalte desjenigen beytragen, der ihr Amt versiehet, und der öfters durch seine guten Werke, das Uebel, so sie durch ihre Aufführung und durch ihre Gespräche verursachen, wiederum verbessern muß.

Eilftes Kapitel.

Von den Ehrenstellen.

Eine weise Regierung thut wohl, jene lächerliche Verwandlungen zu verhindern, welche

einen Mann vom Zahltische wegziehen, um ihn zum Oberhaupte einer Provinz zu machen. Der Adel verschaffet genugsame Personen, welche im Stande sind, die ansehnlichen Stellen zu bekleiden; und es wird immerzu lächerlich seyn, einen Edelmann ohne Bedienung, und sogar ohne Brod zu sehen, aus Mangel einen dem Wohlstande gemäßen Posten zu finden, während daß inzwischen ein Kaufmann den Rathsherrnrock, oder den Harnisch anlegt.

Welche Erzählung könnte man nicht von allen den Uebeln machen, welche die Geldsucht hervorbringt? Je mehr man Gold besitzet, desto mehr hat man Verdienste; und man darf sichere Rechnung darauf machen, daß man weit von der Gerichtsstube, weit von dem Waffenplatze, ja sogar weit von dem Heiligthume entfernet bleiben wird, wenn man keine Thaler darwägen kann, die anstatt der Wissenschafften für ihn das Wort sprechen.

Es sollen daher die Kaufleute die Handlung bis auf die äußerste Geschlechtsfolge verewigen; sie sollen zugleich lernen, daß es tausendmal besser sey, die Handlung zu treiben, als eitle Titel einzukaufen, daß ihre Familien versichert sind zu verarmen, und sogar in ein Nichts zu verfallen, daferne sie die Quelle der Handlung verlassen. Man beklagt sich immerfort, daß der Adel nicht Auswege genug finde, um sich eine Stelle zuzueignen; ferner daß viele tausend Edel-

Edelleute in ihren Feldhütten elendiglich schmachten müssen, rc. und dennoch aus einem kläglichen Misbrauche höret man nicht auf, deren Anzahl zu vermehren. Was bedeuten in der That jene Schultheißenstellen, jene königliche Schatzverwalters- und Secretariepposten? Lauter Aemter, welche das Andenken der Comödie des geadelichten Bürgers wider herbey rufen, und welche gemeiniglich einen unverschämten Stolz zuwege bringen, da sie einen Adel machen, von dem man nicht zum Besten redet.

Man lasse die Kaufleute handeln, und die Künstler arbeiten. Ist wohl ein vernünftiger Mensch zu finden, der nicht einen ehrlichen Kaufmann allen diesen gemeinen Unadelichen, die man thörichter Weise Grafen und Marquisen nennet, vorziehe? Es giebt tausenderley Mittel, das Verdienst eines Handelsmannes und eines Bürgers zu erheben, ohne ihn aus seinem Stande herauszuziehen. Kann man sie etwa nicht mit einem Ordensbande, und mit einer gnädigen Aufnahme, wenn sie bey Hofe erscheinen, beehren, nach dem Beyspiele Ludewigs XI, der ihnen mit aller Verträulichkeit begegnete, und der sich mit ihnen über das Wohlseyn des Königreichs berathschlagte? Anbey heißt dieses den Adel beschimpfen, wenn man denselben an den Meistbiethenden verkauft, und ums Geld sogenannte Baronen macht, welche dem Staate weniger

nützlich werden, als ein wackerer Schneider, oder ein guter Schuster.

Ein jeder will aus seiner Sphäre herausschreiten, und diese Verwirrung macht das Unglück der Länder aus. Der Bauernsohn will ein Priester seyn, und gemeiniglich wird nichts anders aus ihm, als ein schwarzgekleideter Bauer, das will sagen ein Mann ohne Wissenschaft und ohne Erziehung; der Bürgerssohn will ein Officier seyn, und unter einem vornehmen Kleide verbirgt er die pöbelhaftesten Empfindungen; es schämen sich daher die Kinder vor ihren Ältern zu erscheinen, und die Frau Schatzmeisterinn getrauet sich nicht ihrem Herrn Bruder einen Besuch zu geben, weil er ein Handelsmann geblieben ist.

Was die Bedienungen anbelangt, so muß man insbesondere vermeiden, dieselben auf eine Empfehlung, oder nach Gunsten auszutheilen, und nicht glauben, daß ein Mann sich zu allem in der Welt schicke, um ohne Unterscheid alle Aemter verwalten zu können: der eine ist gut zum Rechnen, und der andere zum Vorschläge machen; dieser soll also schreiben, und jener wirken. Beglückte Länder, worinne man die Menschen kennet, und wo man sie nach ihrem Geschmacke und nach ihrer Geschicklichkeit zu gebrauchen weis.

Zwölf-

Zwölftes
Kapitel.
Von den Gesandtschaften.

Die Einrichtung des türkischen Hofes, welche darinne bestehet, daß man keine Ministers an auswärtige Höfe absendet, hat seine gesicherte Vortheile. Wenn die Großbothschafter keine Männer von besondern Naturgaben und überlegungsfähig sind, und wenn sie, anstatt eines leutseligen Gemüthes, womit sie sich beliebt zu machen suchen müssen, nichts als Uebermuth von sich blicken lassen, so richten sie gemeiniglich allerley Gezänke und Uneinigkeit, und öfters gar auch Kriege an, davon uns die Geschichten nur allzuviele Denkmaale aufgezeichnet haben.

Wie viele Gesandten findet man nicht, welche unter dem Vorwande, die Ehre ihrer Herren zu verbreiten, über die Gemüther herrschen, sich eine völlige Obergewalt geben wollen, und endlich lauter Verdrießlichkeiten anrichten, die zu einem öffentlichen Bruche Anlaß geben. Es ist kein Minister, der nicht den Lobrednern unserer Heiligen ähnlich wäre. Ihr Herr muß aller Orten der größte seyn.

Der Himmel bewahre mich, als ob ich hierdurch behaupten wollte, daß man die weise Gewohnheit, Abgesandten an unterschiedene Höfe auszuschicken abthun sollte. Ein jedes Land mag seinem Gebrauche folgen; allein man wähle doch nur wenigstens die, so man zu diesen hohen Ehrenstellen am tüchtigsten achtet; denn wenn der Eigensinn oder die Gunst den Ausspruch fället, so darf man das Geld für verlohren schätzen, und man stehet in Gefahr, das Wohlseyn gekrönter Häupter den Händen unwissender und zänkischer Leute anvertrauet zu haben.

Wäre es dann so beschwerlich, in den Hauptstädten eine gewisse Anzahl Edelleute zu unterhalten, welche den allgemeinen Nutzen der Fürsten ausstudierten, und die sich ein Genie bildeten, das sie zu den Gesandtschaften fähig machte? Alle mühsame Ehrenstellen erfordern ihre gewisse Probjahre, denn sonst muß man sich nur auf die Secretären beziehen, deren angewöhnte Weise auch zugleich ihre ganze Wissenschaft ausmacht. Es ist nicht genug, daß man alle Ceremonien der Höfe kenne, noch daß man mit allen nur ersinnlichen Orden prangen dörfe; dieses Flitterwerk blendet nur Menschen, die obenhin und kriechend denken: sondern man muß die Gabe besitzen zu sprechen, hiemit muß auch ein wirksamer, durchdringender Geist, und insbesondere ein guter Verstand verknüpfet seyn; wo eines von

diesen dreyen Dingen mangelt, so ist man nur ein Minister zur Hälfte. Der gesunde Verstandt dämmet die gähen und hitzigen Einfälle, verhindert die Austritte der Einbildung, und die Kunst wohl zu sprechen giebt den Beweisen und den Gedanken einen unvergleichlichen Werth.

Der Cardinal Alberoni, dieser freye und ungezwungene Staatskluge, sagte, daß der Erfolg der meisten Gesandtschaften in nichts, als in tausenderley kindischen und lachenswürdigen Begebenheiten bestünde; und daß verschiedene Gesandten, die man für sehr geschickte Leute hält, der Schande nicht entgehen können zu sehen, daß alle ihre Verrichtungen verrathen und offenbar worden sind. Die Minister können nichts bessers thun, als schreiben, daß nichts Merkwürdiges zu berichten sey, wenn das Land, darinne sie sich aufhalten, ihnen keine sonderliche Zufälle mittheilet. Sie würden sich sehr viele Mühe ersparen, und zugleich der Ruhe des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, dessen Hirn man öfters mit lauter nichtswerthen Dingen einnimmt, besser schonen. Es ist fürwahr lächerlich, wenn man Kleinigkeiten, so wie die meisten Geschichten eines Hofes der nichts zu thun hat, sind, mit Ziffern beschreibet, gleich als wenn es die allerwichtigsten Geheimnisse wären.

Unterdessen siehet man nichts als Couriere, welche ununterbrochen einer nach der andern

abgeschickt werden, und welche erstaunliche Summen kosten. Ein jeder Gesandte läßt bey Gelegenheit des allergeringsten Zufalles zween oder vier Couriers abgehen, ohne Achtung zu haben, ob die Sache den Aufwand verdiene, und ob vier oder fünf Tage Verschub einigen Schaden verursachen könnten. Es möchten doch nur gewisse Länder zu Ende eines Jahres kürzlich wiederholen, wie verderblich dieses Reisen sey, und man würde erstaunen, wenn man auf einmal die übermäßig große Summen, die hiezu verwendet werden, und den geringen Nutzen, den die meisten dieser Reisen hervorgebracht haben, sehen müßte.

Allein, es sey itzt nun Unruhe oder Vorwitz, es sey ein ruhmrediger und stolzer Sinn Ursache hieran, so menget man sich gerne in alles, man suchet dem gemeinen Haufen weiß zu machen, daß man nichts aus den Augen läßt, und daß die allergemeinesten Geschäffte von der äußersten Wichtigkeit seyn. Wenn die Höfe die kluge Vorsicht gebrauchten, die Unkosten der Couriere, welche so vergebens und umsonst abgeschickt werden, auf die Gesandten selbsten zurückfallen zu lassen, wie viel würde ein Königreich nicht dabey gewinnen können?

Alle diese Schwierigkeiten rühren daher, daß man diese hohen Posten nur öfters auf ein bloßes Ohngefähr aufträgt. Diejenigen, so dieselben besitzen, und denen es an genugsamer

Er-

Erfahrung und Scharfsinnigkeit mangelt, um zu entwickeln, ob eine Sache wichtig sey, oder nicht, und die sich nichts allein zu übernehmen getrauen, sind immerzu gemüßiget, sich an höhere zu wenden; denn ich unterstehe mich nicht zu gedenken, daß es Ministers gebe, die von diesen Reisen der Postillionen einen Gewinn ziehen, und welche, anstatt den Courieren ihren Tax zu bezahlen, wenigstens die Hälfte für sich behalten sollten. Lasset uns mehrere Großmuth bey Männern suchen, welche mit so erhabnen Ehrenstellen bekleidet sind.

Die Wahl der Bothschafter und Abgesandten ist also keine gleichgiltige Sache, deßgleichen auch jene der Secretären, denen man gemeiniglich in Abwesenheit der Minister die Geschäffte aufträgt. Ich weis nicht, warum man eben so leichtlich diese annimmt, als man sie weggehen läßt, indem sowohl das eine, als das andere sehr große Beschwerlichkeiten in sich fasset. Ist es nicht eine Unvorsichtigkeit, ja gar eine Verwegenheit, das Geheimniß der Länder Leuten anvertrauen, welche sich wieder in die allgemeine Menge einmischen, und die öfters nicht hätten davon ausgehen sollen? Wie viele schlechte vom Stolze aufgeblasene Menschen, welche, weil sie einige Seiten zusammengerechnet haben, einen ansehnlichen Rang verdient haben, siehet man nicht, die sich mit den vornehmsten Herren eines jeden Hofes in eine ungebührliche Vertraulichkeit eingelassen,

und der Schlüssel der größten Geschäffte gehabt haben? Welche Aussicht ist dieses! Und welcher Anblick, wenn man sie einige Jahre hernach ohne Bedienung, und oft ohne Gnadengelder wieder sehen muß, so daß sie mit dem Kleide der Dürftigkeit umhüllet sind!

Der römische Hof, welcher in Betrachtung der Staatsklugheit ein wahrhaftes Muster ist, folgt einem gewissen Systeme, welches man nachahmen sollte. Die päpstlichen Abgesandte, die er in verschiedene Länder ausschickt, werden nach ihren Gesandtschaften zum immerwährenden Rathe des Fürsten. Der Papst findet zufolge dessen immerzu unter seiner Hand Personen, welche die Verfassung aller Höfe kennen, und er ziehet davon Erkenntnisse, welche fähig sind, ihm in den kützelichsten Geschäfften zum Wegweiser zu dienen. Um dieser Ursache willen, (denn man muß keine andere suchen) ist auch Rom allezeit für das allerklügste und verständigste Land angesehen worden, Rom wird allezeit von den Begebenheiten zuerst benachrichtiget, und es hat öfters Minister gehabt, welche fähig sind, ganze Reiche wiederum aufzurichten, oder dieselben zu stürzen. Alle Kardinäle, welche päpstliche Abgesandten gewesen sind, unterlassen nicht, immerfort mit Großen und mit Privatpersonen Briefwechsel zu unterhalten, und die Correspondenzen dienen vortrefflich zum allgemeinen Besten.

Man wähle demnach die Bothschafter mit vieler Klugheit, die Wohlfahrt der Königreiche hänget davon ab, und man ertheile ihnen sodann Ehrenstellen, wodurch sie einen nahen Zutritt zu dem Könige bekommen, so wird alles besser gehen. Den auswärtigen Ministern muß man keine allzustarke Besoldungen geben, aus Furcht, daß sie nicht in den Pracht und in die Wohllüste gerathen; und man soll ihnen dieselbige auch nicht zu sehr einschränken. Ich untersehe mich fast nicht zu sagen, daß man in Europa Höfe finde, da ein Sänger besser bezahlt wird als ein Gesandter: die Ehre der Billigkeit erfordert, daß man sich stelle, als ob man dergleichen Uebel selbsten nicht merkte.

Dreyzehntes Kapitel.

Von den Kriegen.

Nichts trägt zum Umsturze der Reiche mehr bey, als die Mißhälligkeiten und Kriege. Man verweiset dem Cardinal Fleury, daß er den Frieden erkauft hätte, weil man nicht darauf Achtung macht, daß kein Krieg sey, der verderblicher wäre als alle Geldsummen, die man zu Erhaltung der Ruhe verwenden kann. Ludewig XIV. da er schon am Sterben war, belebte

belebte seine halb erstorbene Zunge von neuem, und räth seinem allerdurchleuchtigsten Enkel, alle Kriege auf das sorgfältigste zu vermeiden. Es giebt Königreiche, welche ihrer Lage nach, sich nur immer mit Gegenwehre gegen die Nachbarn beschirmen sollten. Man wird mir sagen, daß die Truppen kraftlos werden, und die Regeln ihres Handwerks vergessen möchten; allein kann man denn keine Feldläger errichten, um sie in den Waffen zu üben, und zuweilen den vereinigten Mächten, die etwa in Krieg verwickelt sind, nach Beschaffenheit der Umstände, mehr oder weniger zahlreiche Haufen schicken?

Ich weis, daß die Menschen niemals zufrieden sind, daß sie den Muth verlieren, wenn ein Krieg zwey oder drey Jahre währet, und daß sie öfters nach Verlauf von achtzehn Monaten über den Frieden müde werden; alleine hier kömmt es nicht darauf an, daß man jedermann gefallen wolle, es ist die Frage, die Wohlfahrt der Länder zu befördern; und diese Wohlfahrt wird verschaffet werden, wenn die Regierungen friedfertig sind, und wenn die Monarchen, bevor sie sich in einen Krieg einlassen, den Verlurst und Gewinn ausrechnen, und sehen werden, daß, um zehn Millionen zu erhalten, man öfters bey hundert aufopfere.

Unterdessen können wir sagen, daß ungeachtet dieses Krieges, davon wir noch auf allen Seiten blutige Fußstapfen bemerken, man den-

dennoch allgemein zum Frieden geneigt sey. Dieses offenbaret sich klar durch die dreyfache Bündniß, so uns in Verwunderung setzte, und die nichts anders als die öffentliche Ruhe zum Gegenstande hatte.

Alleine lassen wir alle Staatsklugen sich darüber miteinander herumschlagen, und auf alle mögliche oder unmögliche, wahrhafte oder wahrscheinliche Muthmaßungen verfallen, um mit den vernünftigen Leuten zu erkennen, daß das dreyfache Bündniß nach dem Maaße seiner Kräfte uns den Frieden versichern soll, und daß es nur darauf ankomme, denselben wohl zu erhalten. Es sind Mächte, welche in der That auf die allerlebhafteste und verwundersamste Art haben widerstehen können und wissen; alleine man muß untersuchen, ob diese Mächte nicht, nach dem Beyspiele des Atlas, ihr ganzes Reich auf ihren Schultern tragen, und ob ihren Thronfolgern ebendieselbe Vorsicht, ebendieselbe Hitze, und ebendieselbe angebohrne Neigung hinterlassen werden. Man erlebt öfters Begebenheiten, die niemals, oder wenigstens erst nach vielen Jahrhunderten wiederholet werden.

Es mag begegnen was da will, so ist es inzwischen allezeit nöthig, vermöge der Kräfte eines Landes, Heere auf den Beinen zu halten, und Truppen und Befehlshaber in einem Königreiche einzutheilen, so daß alle Pässe genug-

sam

sam verwahrt werden. Es ist nöthig, daß die Seehäven immerzu in gutem Stande seyn, daß es niemals an wohl ausgerüsteten Schiffen ermangele, um sich zu vertheidigen, um die Handlung zu sichern und sie zu handhaben. Es ist nöthig, daß unter den Völkern eine ernsthafte Mannszucht beobachtet werde, und daß man sie richtig bezahle.

Vierzehntes Kapitel.

Von den Officieren.

Es ist ein großes Uebel in einem Königreiche, wenn die Officierstelle nicht einen Stand ausmachet; und dieses kann nicht anders seyn, wenn ein Kriegsmann sich gezwungen siehet, sein Vermögen im Dienste des Vaterlands zu verzehren, wenn es ihm frey stehet sich zurück zuziehen, wenn es ihm gefällig, und wenn er nicht in seiner Regimentsmontur erscheinen darf. Das Kriegshandwerk muß so, wie jenes der Mönche, beschaffen seyn, welche immerzu ihre Kutte tragen, welche nothwendig an ihre Pflichten gebunden sind, und sich vom Altare ernähren. Solange eine Privatperson auf ihre eigene Kosten im Kriege dienet, so hat sie jederzeit Gelegenheit zu murren, und ihre

Klagen flößen eine Muthlosigkeit ein; und solange als es ihr frey stehet, das Gewehr niederzulegen, so vermeynet sie auch berechtiget zu seyn, das Joch abzuschütteln, und alle neue Verordnungen, die man etwa einführen möchte, zu verwerfen, oder wenigstens darüber zu spotten.

Es ist daher eine höchst nöthige Sache, daß man für die ehrliche Unterhaltung aller Officiere, bis auf die Unterlieutenants besorgt sey, und daß man durch dieses Mittel das Unglück vermeide, ins Verderben zu gerathen, ihren Stand nur mit Unwillen zu ertragen, oder Heirathen zu stiften, die nicht länger währen, als nur solange man in Besatzung liegt. Ist es, zum Exempel, nicht wundersam, daß ein Kriegmann bey jedem Feldzuge genöthigt werde, sich durch allerley verdrießliche Auswege und wucherisches Darleihen zu entkräften, um sich die benöthigten Geräthe zum Feldlager anzuschaffen? Mich dünkt, daß alle Regimenter ihre Vorrathskammern haben könnten, worinn die Zelte und alle zum Heerzuge nöthige Sachen, mit dem Namen der Officiere, denen dieselben zugehören, verwahrlich aufbehalten würden; alles dieses würde sich wieder finden, und man wäre nicht gemüßiget, immerzu neuen Aufwand zu machen.

Die Besoldung, die man itzt den Officieren giebt, mochte etwa vor hundert Jahren

gewesen seyn; alleine alle Unkosten haben sich ungemein hoch vermehret. Man muß gewißlich jenen unglückseligen Pracht nicht unterstützen, der einen Hauptmann verleitet, heute zu Tage mit mehrerm Trosse und Gepränge zu Felde zu ziehen, als ehemals etwa ein Obrister that; sondern es ist nöthig, daß man durch die schärfesten Befehle die stolze Praleren verbanne, und zugleich aber das, was zur Lebensnothdurft erforderlich ist, bewillige.

Man dienet Ehrenhalben, wird mir einer entgegen setzen; allein die Ehre bringt keine Nahrung, und dieselbe kann alle Augenblicke durch das Spiel, durch tausenderley tückische Anschläge, und sogar auch durch Niederträchtigkeiten verringert werden, wenn man keine Mittel hat sich selbst zu ernähren. Uebrigens würde aus diesem Grundsatze folgen, daß wohl bezahlte Kriegsvölker nicht Ehrenhalben dieneten; allein wer unterstund sich jemals dieses zu sagen oder zu denken? In diesem Falle müßte man alle Stabsofficiere, welche starke Besoldungen haben, nur als solche Leute betrachten, die bloß aus Habsucht dienen. Den Kriegsleuten muß man etwas auswerfen, daß sie dabey bestehen können, sie durch einen billigen und ihrem Grade gemäßen Lohn wegen den Beschwernissen ihres Handwerks schadlos halten, sie nicht nöthigen, ihren Stand als das große Unglück anzusehen, und täglich (welches zwar leider nur allzuviel wahr ist) zu sagen, daß es nicht

nicht mehr als zween Stände gebe, worinne man leben könne, nämlich der Kirchenstand, und die Bedienung der Rentkammer.

Was die Freyheit anbelangt, so alle Officiere haben, sich zurückzubegeben, wenn es ihnen gefällig, so sollte dieselbige mehr eingeschränket seyn; und wenn sie gleich nicht verbunden sind, gleich den Ordensleuten, ihre Gelübde zu schwören, so sollten sie doch wenigstens dahin angehalten werden, ohne Genehmigung des Königes den Dienst nicht zu verlassen. Die meisten Kriegsbediente gehen wieder nach Hause zu einer Zeit, da sie am geschicktesten wären, dem Königreiche zu dienen, nämlich wenn sie allen Einfluß in den Staat und alle Erfahrung erlanget haben, wodurch sie ihre Stellen auf das würdigste vertreten könnten. Man findet ganze Provinzen, in welchen die Gewohnheit es schon festgesetzt hat, daß ein jeder Officier, der das Ludewigskreuz empfangen, das Regiment verlassen darf. Dieser Leichtsinn, der der guten Ordnung, dem Vaterlande, und den Privatpersonen selbsten nachtheilig ist, als welche öfters, wenn sie die Dienste verlassen, die Gelegenheit ihre Tapferkeit blicken zu lassen, und zu den höchsten Ehrenstufen zu gelangen versäumen, verringert und erschöpft immerfort die Kriegsheere, und bevölkert die Felder mit Edelleuten, welche fast nichts mehr thun als athmen. Officiere sollen keine Sklaven seyn, allein sie sollen weniger

ihnen selbsten als ihrem Fürsten und dem Königreiche leben; und die gute Kriegszucht erfordert, daß man sie nicht nöthiget immerzu in der Wahl zu stehen, ob sie bleiben wollen oder nicht, und daß man sie in Ansehung der Beförderung bey keiner Gelegenheit, wodurch sie sodann leichtlich muthlos gemacht werden könnten, übergehe.

Was die Regimentsuniform anbetrifft, so kann man gar nicht begreifen, wie ein Officier befreyet seyn könnte sein Kleid zu tragen, und wie er erröthen sollte, sich mit den wahrhaften Merkmaalen der Ehre und der Tapferkeit sehen zu lassen. Man gewöhnet sich unvermerkt vor einem Stande, dessen Zeichen man nicht tragen kann, einen Eckel zu fühlen; anstatt daß man an dem Hofe zu Wienn, Petersburg, Berlin, wo die Regimentsuniform die schönste Zierrath ist, und wo die Monarchen selbsten sich die größte Ehre daraus machen, sie bey den feyerlichsten Ceremonien anzulegen, allen Ruhm dabey empfindet, wenn man ein Kriegsmann ist, und dieser Stand wird als ein Heldenstand angesehen.

Es ist demnach ein sehr wichtiger Punkt für bie Truppen und für das Vaterland, daß eine Verordnung gemacht werde, die einem jeden Officier befehle, zu allen Zeiten und überall seine Uniform zu tragen. Auf diese so kluge Verordnung wartet man schon seit vielen Jahren;

ren; und niemand als nur die jungen Stutzer, nämlich jene des Soldatenstandes unwürdige Menschen, können davor erschrecken.

Wenn man nur in seinem Kriegskleide erscheinet, so vermeidet man den Pracht, als den Untergang weis nicht wie vieler Officiere: man hat nicht zu befürchten, durch den Stolz derer, die reicher sind gedemüthiget zu werden; man befürchtet unanständige Gesellschaften zu besuchen, und wo man könnte erkannt werden; und endlich achtet man deßwegen, wie wir bereits gemeldet haben, seinen Stand höher.

Diese letztere Anmerkung leitet uns natürlicher Weise dahin, von der Aufmerksamkeit zu sprechen, die man zu beobachten hat, die Namen der Regimenter beyzubehalten, und sie nicht leichtlich eine andere Uniform annehmen zu lassen. Nichts ist für ein Corps, welches sich auf die tapfermüthigste Weise hervorgethan hat, empfindlicher, als sich des Kleides und des Namens, woran man es kannte, beraubt zu sehen; zu geschweigen daß, gleichwie das Gedächtniß nicht immerzu gegenwärtig ist, diese Abänderungen etwa an dem Tage eines Treffens allerley Fehler und Misverstand verursachen können.

Fünfzehntes Kapitel.

Von der Kriegszucht.

Die Kriegsheere verschaffen uns leider überflüssige Beyspiele von allerley Zuchtlosigkeit und Muthwille. Was sollten wohl die Römer, jene Eroberer, welche in allen Bequemlichkeiten des Lebens so nüchtern, und in ihrem äußerlichen Betragen so geringscheinend waren, dazu gesagt haben, wenn sie die Tische und Feldgeräthe unserer itzigen Kriegsleute gesehen hätten? Sie würden ohne Zweifel gedacht haben, daß dieses das Kriegshandwerk zu spotten heiße, daß es das Mittel sey, seine Sitten zu schwächen, seinen Untergang zu befördern, und die Hungersnoth, aller Orten wo man hingehet, auszubreiten. Und wie ist es in der That möglich, in den oft ganz erschöpften Dörfern, Mund- und Pferdvorrath, für viele tausend unnütze Mäuler, wie jener der Untercommissarien und Knechte, derer man zween Drittheile abschaffen sollte, finden zu können?

Man muß sich nicht mehr darüber verwundern, wenn die Officiere ins Verderben gerathen. Anstatt ihr Geld zu sparen, streuen sie

es

es in einem feindlichen Lande aus, welches sie öfters zu verheeren gedenken, welches aber gemeiniglich sich von ihren Thorheiten bereichert, und ihrer dabey spottet. Unter andern bin ich versichert, daß von jeder Million Louisd'or, so in diesem letztern Kriege nach Deutschland gebracht worden, gewißlich sechsmal hundert tausend gewesen seyn, davon das Spiel, der Pracht, und die Schwelgerey den Verlurst verursacht haben. Alsdann siehet man Bittschriften zum Vorscheine kommen, man liegt den Ministern in den Ohren, und man verlanget mit Gewalt Gnadengelder, gleichsam als ob der Staat die Unbesonnenheiten der Privatpersonen bezahlen sollte. Hierzu wird nun ein überaus verständiger Minister erfordert, der die Officiere kenne, und welcher durch genaue Erforschungen, die man gar nicht als bloßes Verläumden ansehen dörfe, die eigentlichen Ursachen, wodurch die Kriegsleute ihr Erbtheil eingebüßet haben, wisse, daß er seine Maaßregeln darwieder gebrauchen könne.

Ich weis nicht, wie man nur die Schauspiele, die Bälle, und köstliche Gastmahle, die zu nichts als zu einem verschwenderischen Prachte taugen, immerzu mitten unter den Kriegsvölkern, und sogar zu Kriegszeiten, von neuem einführe. Sind das nicht lauter Aufwände, die ein Feldherr abschaffen sollte, und dieses um soviel mehr, da dieses nichts anders heißet als das Vergnügen erkaufen sich lächerlich zu machen?

chen? Heißt dieses nicht wirklich dem Soldatenstande, welches ein rauhes und arbeitsames Handwerk ist, widersprechen, wenn man den Vorabend eines Sturms oder eines Treffens tanzet, und den Puppenspielen auf dem Schauplatze beywohnet. Niemals wird man in dem Schooße der Wohllust und der Eitelkeit lernen ein Feldoberster zu werden. Man muß immerzu studieren, die Alten zu Rathe ziehen, und die genaueste Mannszucht beobachten, wenn man dem Vaterlande nützlich dienen will; sonst verunehret man sich, und man erhebt sich nur darum, daß man diese Unehre desto öffentlicher zeigen könne.

Was könnten wir nicht hier von jenen leichtfertigen Dirnen melden, die man duldet, die man beschützet, und welche das Verderben der Kriegsvölker sind! Ich habe ehemals einen Marschall von Frankreich sagen hören, daß die meisten Soldaten, welche im Kriege stürben, von lauter unordentlichem Leben umkommen müßten. Man vermeynt, daß gewisse Ausschweifungen, die man Galanterien zu nennen pflegt, nichts als ein nothwendiger Zeitvertreib seyn; und dieß sind eben die Ausschweifungen, welche die ganze Blühte der Jugend welk, die mindesten Wunden tödtlich, und die meisten Officiere unglücklich machen.

Lasset uns nicht mehr verwundern, wenn die Ausgaben der Hospithäler ganz außerordentlich sind.

sind. Solange als man nicht auf die Aufführung der Kriegsleute, die man doch wie junge Schüler sorgfältig bemerken soll, ein wachsames Auge haben wird, so werden auch diese Uebel nimmermehr aufhören. Solange als man sich erkühnet, das Christenthum als eine gleichgiltige Sache anzusehen, und wohl gar desselben zu spotten, so wird man nichts als lauter Halbsoldaten haben, die immerfort von Ueppigkeit und Wohllust entkräftet sind. Die christliche Religion verbeut die Weichlichkeit, sie verbannet alle unreine Lüste, so daß die größte Unsinnigkeit ist, wenn man ihre Mittel sich zu retten nicht kennet, und derselben genau nachleben zu machen ermangelt. Die Ehrbegierde sowenig als die Redlichkeit verhindert die Unzucht nicht; und eben diese leidige Unzucht ist es, die man den Kriegsvölkern ausrotten muß, wenn man starke und gesunde Männer haben will: es mögen unsere Witzlinge, welche vorgeben, daß das Christenthum die Seelen entkräfte, auf diesen Beweisgrund Antwort geben.

Man muß fürwahr mit größter Entzückung sehen, daß die kaiserliche königliche Truppen in ihre Andachtsübungen ihre vornehmste Pflicht zu setzen gewohnt sind. Dort höret man weder fluchen, noch schwören; dort achtet man es für keine gleichgiltige Sache die Messe hören, oder dieselbe nicht hören, weil man daselbst weis, daß man auch leichtlich gegen dem Für-

sten seine Pflichten vergißt, wenn man dieselben gegen Gott außer Augen setzet, und daß das Christenthum, da es die Erfüllung der Gottseligkeit ist, auch das unfehlbare Mittel sey, alle Missethaten zu vermeiden: keine Unzucht, keine Trägheit, keine Trunkenheit, keine Widerspänstigkeit gegen die Vorgesetzten bey einem wahren Christen!

Ein jeder Feldoberste kann also den Sinn der Gottlosigkeit nicht allzusehr einschärfen; ohne abergläubisch noch scheinheilig zu seyn, soll er die Reden und Schriften, wodurch Gott und sein heiliger Dienst angegriffen wird, auf das allerschärfeste bestrafen, und alle diejenigen, die so verwegen sind, die Uebungen der Religion anzutasten, als Störer der öffentlichen Ruhe ansehen. In den Besatzungen ist man nicht viel klüger, als im Felde, indem man die unglückselige Gewohnheit hat, einen jeden Officier machen zu lassen alles, was er nur will. Zu Folge dessen verzehren das Pharaospiel, die Kaffehäuser, und ich weis nicht, wie viele noch sonst andere Oerter, die man nicht nennen darf, ganz unausdenkliche Summen. In kurzem stecket man im Verderben, und man macht sodann eine Menge Schulden, wodurch man öfters dem Namen eines Windmachers davon trägt.

Wäre es denn unmöglich, unter jedem Regimente zween Officiere von ziemlichen Jahren

und von geübter Beurtheilungskraft zu ernennen, welche diese Misbräuche verhindern könnten? Wäre es unmöglich, daß diese Officiere alle Monate dem Obersten eine genaue Rechnung von allem was vorgehet, übergäben, daß der Oberste die Uebertreter warnete, daß er sodann den General davon benachrichtigte, und daß man im Falle des Ungehorsams und Zuchtlosigkeit scharfe Bestrafungen auflegte? Alles dieses ist leicht zu thun, und alles dieses läuft in seiner Ordnung; aber alles dieses wird nimmermehr vollzogen werden.

Die meisten Obersten, anstatt den jungen Officieren ihres Regiments eine gute Aufführung einzuschärfen, fangen selbsten an mit ihnen zu scherzen, sich um das Wohlseyn ihrer Liebstinnen zu erkundigen, oder ihnen anzurathen, sich nach einer hübschen umzusehen, von nichts anders mit ihnen zu sprechen, als von Spielen, Tanzen und Ergötzlichkeiten, sich öfters auf eine Art, die gar dem Wohlstande entgegen ist, mit ihnen in Gemeinschaft einzulassen: Und wie sollte dieses anders seyn können? Der Oberste ist gemeiniglich eben so jung, als der Lieutenant, und giebt zum ersten die allerschlimmste Beyspiele, anstatt daß in Deutschland ein Oberster nicht anders als befehlsweise redet, er giebt sich ein Ansehen, er bestrafet mit Eifer, wenn er die geringste Ungebührlichkeit an seinen Untergebenen bemerket.

Die Armeen werden folglich zu Pflanzschulen des Muthwillens, der Ueppigkeit, und aller Zügellosigkeit gemacht. Man wird nur darum ein Soldat, daß man Lustbarkeiten genießen, daß man dem Stecken der Aeltern und Lehrmeister entgehen, daß man, kurz zu sagen, als ein freyer Stutzer, und öfters gar als ein Betrüger leben könnte. Ist es verwundersam, daß man seines Handwerks vergesse, oder besser zu sagen, daß man es gar niemals lerne? Will etwa ein kluger Minister, will etwa ein aufgeklärter General diese Misbräuche zu verbessern suchen, und wollen sie etwas sich um die genaue Umstände, die zu dergleichen Unordnungen Anlaß gegeben haben, erkundigen, so spottet man ihrer, man höhnet sie aus, und ihre Verordnungen werden für lauter ungereimte Dinge angesehen, weil das Uebel ohne Rettung ist.

Inzwischen bilde ich mir ein, daß man nicht mehr, wie ehedessen sagen wird, daß ebendieser Officier, der wie eine Frauensperson sich vor seinem Putztische ankleidet, der als ein Generalpachter speiset, und der kein einziges Schauspiel verfehlet, ein unüberwindlicher Kriegsheld sey; allein ich halte inne ..... die Nachkommenschaft wird nur allzuviel erkennen, daß ich mir hier abgebrochen habe.

Soviel ist gewiß, daß das Kriegshandwerk eine ziemlich lange Lehrzeit erfordere; daß man

daher die jungen Hauptleute und die Lieutenants dazu anhalten sollte, daß sie die Weltgeschichte, die Erdbeschreibung, die Meßkunst, die Zeichenkunst, und die Wissenschaft einen Ort zu befestigen erlerneten. Es wäre zu wünschen, daß in allen Besatzungen jeden Monat eine öffentliche Waffenübung wäre, wobey das Regiment erschiene, und wo die jungen Officiere einen gewissen Lehrsatz, gleichwie in den Collegien, behaupten müßten. Diese Gewohnheit würde den unter Kriegsleuten durchaus nothwendigen Nacheifer unterhalten.

Welchen starken Fortgang kann man sich von einem Jünglinge versprechen, der im zwölften Jahre den Harnisch anziehet, und welcher von solchem Augenblicke an nicht mehr lieset, oder welcher, wenns hoch kömmt, nichts als ehrlose Werke lieset, die zu Verderbung der Sitten, und zu Zerstörung des Glaubens gemacht worden sind? Welches Unglück! Man hat Schulen für die Officiere des schweren Geschützes, wie auch für die Zeichenkunst, und für die andern Corps sollten keine mehr zu finden seyn, gleichsam als ob die Constabel und Kriegsbaumeister nur die einzigen wären, so die Kunst Krieg zu führen kennen sollten?

Ein jeder Officier, wird man sagen, wird stolz und übermüthig werden, und wird sich berechtiget zu seyn glauben, die Aufführung seiner Generale zu erforschen, und dieselben zu tadeln,

tadeln. Eiteler Wahn! Niemals habe ich jemand anders, als nur die Unwissende, gesehen, die von sich selbsten eine gute Meynung hätten, und die so kühn wären, ihre Vorgesetzten zu urtheilen. Ueberdas wird jedermann gestehen, daß ein General seine Schritte desto vorsichtiger abmessen wird, wenn er sich mit Leuten umgeben siehet, die das Handwerk verstehen, und diese gute Anstalt kann nicht schaden. Die größten Männer vergessen sich, wenn sie vermeynen einen Haufen Unwissender anzuführen.

Diese Betrachtungen setzen zum voraus, daß auch Lehrweister und Aufseher über die Studien für jedes Regiment geordnet seyn müßten. Es ist nützlich, daß die französischen Officiere deutsch lernen, als jene Sprache, die am allgemeinesten in ganz Europa verbreitet ist, gleichwie auch jene, der Länder, die fast immerzu der Schauplatz der Kriege sind. Was die Soldaten anbelangt, so ist nichts leichters, als sie zum Arbeiten anzustrengen, welches, da es sie vom Müssiggange, und folgsam auch von dem unordentlichen Leben abhält, ihre Leiber härtet, und ihre Naturen stärket. Allezeit giebt es in Städten und Dörfern einige Ausbesserungen und Erneuerungen vorzunehmen, es sey entweder bey öffentlichen Gebäuden, oder bey Landstraßen. Wie viel Holz giebt es nicht zu fällen, und Moräste auszutrocknen? Es ist weit natürlicher, die Soldaten mit dergleichen Arbeiten beschäfftiget zu sehen, als zu sehen, daß

sie Knechtedienste verrichten müssen, gleichwie man solches gemeiniglich in Deutschland zu thun gewohnt ist.

Ein Officier sollte niemals aus einem Soldaten einen Bedienten machen: man muß die Seele der Kriegsleute des alleruntersten Rangs erheben, und nicht einen Mann, der ein edeles Handwerk treibet, und der gar noch mit der Zeit Hauptmann und General werden kann, gewöhnen, daß er die allerschlechteste Dienste verrichten muß. Ein jeder Soldat ist gemacht, um dem Könige und dem Staate, nicht aber einer jeden Privatperson zu dienen.

Lasset uns dieses Kapitel von der Kriegszucht beschließen, und sagen, daß wenn man eine gute Ordnung unter den Armeen erhalten, und Stellen sammt Belohnungen nicht bloß auf ein Ungewisses austheilen will, der Oberste sich alle Monate eine genaue Verzeichniß über das Leben und über die Sitten eines jeden Officiers und Soldatens seines Regimens behändigen lassen müsse, welche Verzeichniß von dem Oberstlieutenant und von dem Major verfertigt, und hernachmals in ein Buch eingetragen werden muß, welches wie ein hinterlegtes Gut verwahret werden, und wo man die Namen derer, die man kennen will, finden kann. Diese durchaus nöthige Vorsicht wird also den Kriegsleuten immerzu etwas zu schaffen geben, und die jeweilige Corps von denen, so sie be-

schmitzen und stinkend machen, reinigen. Es würden die geistlichen Orden schon lange nicht mehr bestehen, wenn sie diese kluge Staatsregeln nicht fleißig beobachtet hätten. Sie ermangeln nicht, die Ungelernigen und Lasterhaften zu demüthigen und zu bestrafen.

Wenn einige Schwierigkeiten zu befürchten sind, die Officiere auszuwählen, die solche Verzeichnisse verfertigen und übergeben sollen, so kann der Oberste ins geheim die weisesten ernennen, um dieses Amt zu vollziehen, oder es kann auch der Oberste selbsten in jeder Stadt etwa einen sichern und getreuen Mann setzen, der ihn von der Aufführung des einen und des andern in der Stille berichtet. Uebrigens ist es genug, daß man eine völlige Untergebung beobachte, so wird man weder Widerspänstigkeit, noch Ungehorsam; noch Meuterey zu befürchten haben.

Der König von Preußen erkundiget sich von dem Betragen seiner Officiere und Soldaten genau, und man höret nicht sagen, daß diese Vorsicht etwa einen Zweykampf oder Aufstand errege. Die Obern sind allezeit Herr, woferne sie es seyn wollen; allein man muß keine Obern von zwanzig Jahren dazu erwählen.

Die Kriegszucht erstrecket sich über alle diese kleine Umstände, und sie verhindert auch zugleich jene Urlaube, die man ohne Bedenken

einem

einem jeden Officier, der dieselbe begehrt, mittheilet; denn ich unterstehe mich nicht allhier zu sagen, daß es Officiere gebe, die sich ohne Wissen ihrer Befehlshaber von ihrem Regimente entfernen, und die folgsam ohne Erlaubniß Reisen vornehmen, gleichwie solches im letztern Kriege geschehen ist. Es war gewißlich eine sehr seltsame Sache, Kriegsleute zu sehen, welche heimlicher Weise nach Holland gelaufen sind, und dorten vernommen haben, daß ihre Regimenter sich zu Creveldt schlugen; allein die Sache ist nur allzu wahr. Man sollte ohne Zweifel wider dergleichen Unbesonnene mit der äusersten Strenge verfahren, und die Obersten als Männer, die über ihre Corps zu wachen unfähig sind, ihrer Dienste alsogleich entlassen.

Je mehr man Urlaube giebt, desto mehr wird der kriegerische Sinn unterdrückt. Ein junger Officier, der sich immerzu entfernet, verliert seine Dienste aus dem Gesichtspunkte, er vergißt die eigentliche Absicht seines Standes, und verzehret oft dreyßig Dupplonen, um etwa fünfzig dargegen einzunehmen. Vergebens schützet man Familiengeschäffte vor; was für große Angelegenheiten kann ein Kind haben, das öfters Vater und Mutter bey sich hat? Es ist nichts als die Liebe zur Freyheit und zu der Zerstreuung, welche die Officiere immerfort von ihren Regimentern abziehet.

Sechzehntes Kapitel.

Von Abdankung der Soldaten.

Man schreyet unaufhörlich wider die Abdankungen, und unterdessen giebt es dennoch Umstände, wo dieselben unvermeidlich sind; allein man muß sie auf die mindeste nachtheilige, und auf die mindeste verhaßte Weise vornehmen. Die Aufseher mögen sich dahin bemühen, nur diejenigen wegzuschicken, die ein Handwerk erlernet haben, oder die vom Pfluge weggezogen worden sind, und welche verlangen dahin zurückzukehren. Sonst ist es auch leicht, sie unter den Milizenhaufen ihres Landes unterzustecken. Die Vorsicht, sie durch Officiere in ihre Provinzen führen zu lassen, und ihnen bis auf den Termin ihrer Rückkunft ihren Sold auszubezahlen, ist überaus klug, und man kann hierbey die Behutsamkeit des Kriegsministers nicht genugsam bewundern, welcher, um die Landläufer und Straßenräuber zu verhindern, ein Mittel gebraucht hat, dessen man sich bisher noch niemals bedient hat.

Was die abgedankte Officiere anbelangt, so gestehe ich, daß es ihnen empfindlich fallen mag, wenn sie sich ihrer Ehrenstelle, die sie um ihr

ihr Geld erkaufet haben, verlurstigt sehen müssen; allein man muß gestehen, daß die Art und Weise, wie man sie abdanket, nämlich mit einem Gnadengelde, und mit der Hoffnung wieder einzutreten, die allerklügeste ist, und daß es zu wünschen wäre, daß man dieser Gewohnheit ewig nachfolgte. Man nehme Maaßregeln, welche man immer wolle, es werden allezeit Misvergnügte übrig bleiben; allein um es allen Privatpersonen recht zu machen, kann sich der Staat nicht in Schulden hineinstecken.

Siebenzehntes Kapitel.

Von den Ausreißungen.

Es ist schwer, die Ursachen zu errathen, welche einen Fürsten haben verpflichten können, eine Todesstrafe wider die Ausreißer anzusetzen. Weder der Schrecken vor der Richtstätte, noch die vielfältige Vollstreckung der Todesurtheile können die Uebertreter zurücke halten. Nirgends siehet man so viele Missethäter als in den Ländern, da man so österes henket und rädert; auch wird man keine Truppen finden, da das Ausreißen gemeiner sey, als unter den Franzosen.

Sind denn die Menschen in allzugroßer Anzahl auf der Welt, daß man sie so schlechterdings tödten müsse? Weis man denn nicht, daß man achtzehn und zwanzig Jahre warten muß, bevor man einen Soldaten bekömmt, und daß unter hundert Kindern die gebohren werden, etwa kaum fünfzehn seyn, welche zu ihrer Reife gelangen? Ueberdas scheint es eine Art der Grausamkeit zu seyn, einen armen Unglückseligen, der etwa in einem Rausche, im Zorne, oder in der Unbesonnenheit, zu entwischen suchet, und der etwa einige Augenblicke hernach öfters gerne wieder zurückkehren möchte, zum Tode zu verdammen. Die Religion selbsten rechnet uns die ersten Regungen nicht für einen Fehltritt zu. In Wien, in Berlin, begnüget man sich, das Gefängniß oder die Spißgerten zu gebrauchen, um die Ausreißer, bis sie etwa zum drittenmal solches begehen sollten, damit zu bestrafen; und die Gewohnheit, sie todt zu schießen, ist erst neulich in Frankreich aufgebracht worden.

Mir däucht, als ob das beste Mittel, das Ausreißen zu verhindern, darinne bestehe, daß man niemals außer Acht ließe, den Soldaten nach Verfließung des Termins ihren Abschied zu ertheilen; ja sie sollen ebendenselben Tag, da ihre Zeit zu dienen verstrichen ist, ihren Abschied empfangen; und es ist aller Treue und Redlichkeit entgegen gehandelt, daß man sie zu einer Zeit, da sie frey sind, zu bleiben nöthigen wolle.

wolle. Wenn man die Bezahlung der Soldaten täglich nur um einen Kreuzer vermehrte, den man zurückbehielte, um eine Summe zusammen zu bringen, die man ihnen bey Verfließung ihrer Dienstzeit richtig behändigte, so würden sie von dem Anblicke einer solchen Lockspeise verblendet, unfehlbar bleiben. Man mache nur einige Achtung auf diesen Vorschlag, und man vermische ihn nicht mit allen allgemeinen Anschlägen der Verbesserung; denn gewißlich es ist derselbe eben so leicht ins Werk zu setzen, als er ersprießlich wäre.

Achtzehntes Kapitel.

Von Unterhaltung der Kriegsvölker.

Wie viele Geldsummen werden nicht bey den mannigfaltigen Schindereyen und Aufkaufungen sowohl in Verfertigung der Tücher, als auch in Zubereitung der Gewehre, und in der Backung des Commisbrodes, verlohren! Man ermangelt nicht die allernichtswertheste Wolle auszusuchen, weil sie viel weniger kostet, um die Zeuge daraus zu verfertigen, die zu den Uniformen gebraucht werden sollen.

Was entstehet sodann? Die Truppen scheinen nicht länger als etwa höchstens acht Tage neu gekleidet zu seyn. Bald läßt das Tuch den Faden sehen, und die Kleider sind schon nach Verlauf von kaum drey Monaten abgenutzet.

Gleiche Bewandtniß hat es auch mit dem Gewehre, welches, weil es nur in der Schnelle gemacht wird, sehr wenig dauret. Ich weis nicht, warum man nicht bey allen Armeen entweder größere oder kleinere Flinten, nach der jeweiligen Größe und Stärke der Soldaten führe. Es ist sehr ungereimt, wenn man einen Mann von fünf Schuhen hoch eben eine solche Flinte, als ein Mann von sechs Schuhen, tragen siehet. In allen Dingen muß man eine billige Gleichheit bemerken, allein der unglückselige lange Gebrauch dienet zu einem Gesetze: und es sey nun Trägheit, oder es sey Unfähigkeit, so befürchtet man allezeit, wenn man etwas bessers erwählen solle.

Welche Anmerkungen könnten wir nicht über das Commisbrod machen, über jenes Brod, welches den Staat sehr theuer zu stehen kömmt, und welches öfters nichts anders als Stoppeln und Kleyen in sich fasset? Ich will gerne glauben, daß man zu Ende des Jahres einige tausend Louisd'or ersparet, wenn man ein nicht so gutes Brod, als es seyn könnte, backen läßt; ist aber diese Sparsamkeit ein großer

Nutzen?

Nutzen? Wenn der Soldat schlecht genähret wird, wie soll er denn lange aushalten können? Hunderttausend Thaler hat man etwa ersparen wollen, und dreymal hunderttausend muß man alsdann für Krankheiten verschwenden sehen. Gute Waare ist niemals theuer; diejenigen aber, denen die Obsorge anvertrauet ist, auf die Unterhaltung der Truppen zu wachen, gedenken auf nichts, als etwa sich innerhalb zwey oder dreyen Jahren zu bereichern, und bekümmern sich dabey sehr wenig, ob die Soldaten wohl oder schlecht mit ihnen zufrieden sind. Was sage ich, sie richten die Sachen noch gar dergestalt ein, daß alles nicht schlechter beschaffen seyn könnte. Müssen denn die Länder nur immerzu eine Beute des Betrugs und der Schelmerey seyn? Es scheinet, als ob die Römer mit ihrem Umsturze auch zugleich die Treue, die Großmuth, und alle Redlichkeit begraben hätten.

Ich wollte wünschen, daß ein jeder Staatsmann, der ohne Güter und Mittel gebohren ist, und bey seinem Absterben ganze Millionen hinterläßt, nach seinem Tode auf den Schindanger hinausgeworfen, derselbe als ehrlos erkläret werden, und alle seine Güter zum Besten des Reichs verfallen seyn möchten. Man sollte fast sagen, daß alle Einkünfte eines Staats, die man bey einigen Privatpersonen ganz beysammen auf einem Haufen antrifft, zu nichts anders mehr dienen sollen, als ihre Wohllüsten

zu ersättigen, ihre Gebäude zu unterhalten, ihre Pomeranzenhäuser zu verschönern, ihnen die frühezeitigen Melonen und Ananas zu verschaffen, ihren Stolz zu befördern, einen Haufen Anverwandten und Knechte zu mästen, und sie mit einem Worte in den Abgrund der schändlichsten und geldverzehrendesten Eitelkeiten zu versenken.

Die Soldaten werden nur deßwegen übel verkostet, übel unterhalten, und in ihren Krankheiten wird es ihnen schlecht gewartet, weil man auf eine ganz seltsame Weise die Anzahl der Entrepreneure der Mund- und Pferdportionen, der Aufseher der Hospitäler, und der Magazinbeamten, die unnütze Leute und Spitzbuben sind, vermehret. Es ist sich nicht leichtlich einzubilden, wie viele Personen die französische Armeen mit sich schleppen, wenn sie zu Felde ziehen. Ey welche Menge von Leuten! Lackeyen, welche Proviantschreiber werden mit tausend Livres monatlicher Besoldung, Kammerdiener, die man zu Entreprenneurs machet, mit einem Gehalte, so sie in den Stand setzet, offene Tafel zu halten, und Staabsofficiere zu tractiren.

Ein jeder raubet und stiehlt sodann mit einer solchen Verwirrung, davor man erschrickt. Bezahlet der Staat täglich tausend Pfund Fleisch in einen Spital, worinn man der Kranken pfleget, so werden kaum drey oder

vierhundert Pfunde dahin verwendet; und ein laulichtes Wasser, so man Fleischbrühe nennet, macht die ganze Nahrung der Soldaten aus, welche aus Mangel der guten Pflege und Wartung sich nimmermehr erholen können.

Wenn etwa ein Staabsofficier sich beklagen will, so getraut er sich nicht, weil diese Uebelthäter vermittelst guter Beschützung ihre Schandthaten meisterlich zu bestärken wissen, und denen es auch vielleicht nicht an gutem Credit mangeln würde, solchen Officier selbsten zu stürzen. Wir haben gewisse Entreprenneurs gesehen, welche wegen ihren Betrügereyen billig verschreyt worden sind, und auf deren Kopf man Geld gebothen hatte, ebendiese haben sich durch vieles Geld ihr Leben, so man ihnen kurz zuvor nehmen wollte, wiederum erkauft, und sind hernach die angesehensten Männer geworden, bey denen die großen Herren zu Mittage speisen. Man stiehlt eine Million, man giebt hunderttausend Thaler um diejenigen zu stillen, welche es mit angesehen haben, und welche sich darwider auflehnen, und man genießt ungestraft siebenmal hunderttausend Livres, die man dazu anwendet, um sich ein angenehmes Lustschloß in den Gegenden von Paris, und ein sehr reiches Gefolg von Dienern und Pferden anzuschaffen. Diese Wunderwerke offenbaren sich täglich, und der Hof ist selbst davon der leidige Zuschauer, er wird am meisten dadurch betrogen.

Allein lasset uns das Auge über diese Uebel, die wir doch nicht verhindern können, schließen, ob es gleich ein sehr leichtes wäre, dieselben zu vermitteln, und lasset uns wiederum zu unserer Materie schreiten. Das königliche Haus stellet sich hier ganz natürlich vor als ein Corps, das man nicht zu viel ehren kann, und welches zu allen Zeiten Wunder der Tapferkeit zeigte. Man weis, daß wenn Redlichkeit, Muth, und Ehre verlohren gehen sollte, man dieselben mitten in dem Herzen dieser preiswürdigen Reiterey wieder finden würde; allein ebendarum, weil sie nach allen ihren Theilen so löblich, und dem Staate so köstlich ist, sollte es wenigstens auch ansehnliche Besoldungen erhalten. Der Wohlstand erfordert es, daß Edelleute, welche die Leibwache des Monarchen ausmachen, in Nahrung und Kleidung wohl unterhalten werden, und daß man sie nicht durch allerley Abzug ihres Soldes arm mache, als wodurch sie ihrer Nothdurft beraubt, und öfters zum Schuldenmachen mit Gewalt genöthiget werden.

Der beste Adel ist nicht reich, und folglich hat er nöthig, daß man ihm unter die Arme greife. Die Billigkeit muß jedesmal seufzen, wenn man die Musquetaires, die nicht zwölf Kreuzer des Tages bekommen, mit den Gegenschreibern und Proviantbedienten, die bis gegen zwo und drey Dupplonen des Tages zu verzehren haben, vergleichen will. Wenn man dem Palaste der schwarzen und grauen Mous-

quetaires das Einkommen einiger Abteyen anwiese, gleichwie man die Gefälle von St. Dionysius dem Hause St. Cyrus bestimmet hatte, so würde man sehr weislich thun. Es ist verdrießlich für die Officiere des königlichen Hauses, öfters Generale zu werden, ohne das Feuer gesehen zu haben; und es ist öfters gefährlich, so wenig geübte Personen zu befördern.

Was die Reiterey, so zur königlichen Leibwache gehört, anbelangt, so sollte man den Lieutenantsrang denjenigen geben, die solche ausmachen, und welches Adeliche, oder wenigstens Leute, die aus den besten Bürgersfamilien herausgezogen sind, seyn müßten. Es giebt nicht zu viele Ehrenstellen für die, so von vornehmer Geburt sind, und es ist nützlich, daß ein militarisches Corps auch eine gewisse bestimmte Natur und Eigenschaft habe, das nicht wie gewisse Thiere zugleich im Wasser und außer dem Wasser leben müsse.

Man könnte noch sehr viele Dinge in Ansehung der Majore und Regimentsadjutanten, die auf alle Begebenheiten wachen sollten, hier anführen; allein es ist unmöglich, sich in alle Misbräuche einzulassen, und überdas so merket man zur Genüge, so wenig als einer nur den Kriegsstand kennet, daß ein jeder Major von den Officieren erwählt werden sollte. Der Posten ist allzuwichtig, als daß man ihn nur von ohngefähr austheilen, oder die Zeit darüber entscheiden lassen sollte.

Neunzehntes Kapitel.

Von den militarischen Ehrenstufen.

Es ist gefährlich, die Staabsofficiere allzusehr zu vermehren. Alles was gemein wird, scheinet nicht mehr wichtig zu seyn; es ist noch weit gefährlicher, diejenigen zu erheben, die nichts als Gunst zu ihrem Verdienste haben, und folglich einen Officier auch nur bey der mindesten Gelegenheit zu übergehen. Ich weis nicht, warum der Rang des Alters, welcher in dem Kirchenstande sowohl, als in den Staatsbedienungen, nicht den geringsten Vorzug giebt zu herrschen und zu regieren, in dem Kriegsstande ein Recht ist zu befehlen. Dieß ist eine Gewohnheit, oder vielmehr ein Misbrauch, so ein Fürst abschaffen sollte; sonst wird der allerblödeste, aus der Ursache, weil er der älteste ist, zum Befehlshaber werden, oder man müßte, gleichwie dieses nur gar zu oft geschiehet, einen Marschall von Frankreich zehn Jahre eher als gebührig, ernennen.

Wenn ein Mann sich plötzlich auf die höchste Stufe erhaben siehet, und er nichts mehr gewahr wird, das er erhalten könnte, so vergißt er sich, oder er gebiethet mit unumschränk-

ter Macht, wodurch allerley Empörungen erregt werden. Die gute Politik erfordert, daß man die vornehmsten Würden bis zu einem gewissen Alter verspare. Die Anwartungen geben den Personen immerzu etwas neues zu schaffen, bringen ihnen einen höhern Begriff von den Ehrenstellen bey, und der Regent siehet sich alsdann auch nicht mehr verbunden, Belohnungen auszutheilen, oder dieselben zu viel zu vermehren.

Man kann hier wohl ein Wort in Ansehung der Ordenskreuze einrücken, und sagen, daß es ein übler Gebrauch sey, wenn man dieselben verschwendet, um Gnadengelder dadurch zu ersparen. Alle Ehrenzeichen haben keinen Preis, als nur soferne sie rar sind: man verringert sie, wenn man sie in großer Anzahl austheilet.

Für die Staabsofficiere kann man nicht genugsame Achtung tragen. Eine Armee ist eine Sammlung von Anfällen, welche gähren, und welche sich entzünden, und es ist nichts als allein die Unterthänigkeit, welche dergleichen Feuersbrünste zurückzuhalten fähig ist. Ein hohes Ansehen, welches eine Ehrfurcht einflößet, verhindert die thörichten Aufwände, welche die Kriegsleute verderben, das Plündern, und die Grausamkeiten, davor die Franzosen, als eine sehr gesittete Nation, am meisten erschrecken sollten.

Zwanzigstes Kapitel.

Von der Obrigkeit.

Die obrigkeitliche Personen genoßen zu allen Zeiten und in allen Ländern, als die Handhaber der Gesetze, die Stützen der Reiche, die Hülfsglieder und die Beschützer der Völker, die allerhöchste Ehre und Achtung. Welche berühmte Männer sind aus dem Schooße des Richteramtes emporgestiegen! Wie viele weise und nöthige Verordnungen sind von diesem preisvollen Richterstuhle ergangen! Wie viele starke und nachdruckwirkende Vorstellungen sind vor den königlichen Thron selbsten gebracht worden, und davon die Wahrheit der einige Gegenstand war! Unter den obrigkeitlichen Personen findet man jenen Eifer und jene Redlichkeit, welche vormals den Römern ein so hohes Ansehen erwarb; jene Wissenschaft, jene Beredsamkeit, welche die List und Ungerechtigkeit zu Schanden machen; jene Liebe zur Arbeit, die weder durch Krankheit, noch durch den Schlaf zurückgehalten wird; jene Herzhaftigkeit, welche, um dem Monarchen mit desto mehrerer Kraft und Nachdruck zu dienen, ihm oftmals zu widerstehen und auf eine

ganz unerschrockene Weise die Widerwärtigkeiten und Verbannungen zu erdulden weis.

Gleichwie aber die Habsucht sich auch sogar bis in das Heiligthum einschleichet, so wäre es zu wünschen, daß die vornehmsten Rathsglieder selbsten die Gerichtshändel, welche das Vermögen der Proceßführer in lauter Unkosten verzehren, abkürzen möchten, und daß der Advocat, und insbesondere der Procurator eine genaue Rechenschaft ihrer langsamen Beförderungen einem aufgeklärten Richter geben möchten: Es ist eine Unbarmherzigkeit, welche, ob sie schon taub ist, doch nichtsdestoweniger grausam ist, da man Gerichtssachen zwanzig und dreyßig, ja wohl oft gar hundert Jahre dauren macht. Die allergesetzmäßigsten und offenbaresten Rechte finden Einwendungen und Widersprüche, gleichsam als ob man die allerverwirrtesten und zweydeutigsten Dinge unter Händen hätte. Anstatt die Sachen ohne Umstände vorzutragen, mischet man dieselben in einander, so daß der beste Proceß eine zweifelhafte Gestalt bekömmt, und daß die Tücke und losen Ränke mehr Streithändel zu entscheiden scheinet, als die Billigkeit. Allerley Gattungen von Speciesfacti, und worinne lauter Dunkelheiten ans Tageslicht auftreten, machen die alleroffenbaresten Dinge und Begebenheiten zweifelhaft; und bloß die Liebe zu einem garstigen Gewinne ist es, welche diese Uebel hervorbringet.

Die

Die Menschlichkeit redet allhier durch meinen Mund, und ersuchet auf das allerbeweglichste die Richter, auf diese so schädliche und verderbliche Misbräuche ihr Augenmerk zu richten. Sie wünschet und verlanget, daß die Parlamente eine Kammer verordnen möchten, in der Absicht, die Spitzfindigkeiten und Verdrehungen der Procuratoren zu untersuchen, und alles Unheil, so sie der Wittwe und dem Weysen verursachen, auf ihre eigene Köpfe zurückfallen zu machen. Von dem besten Processe ziehet man mehrmalen nichts anders, als den Schmerzen, die Unkosten zu bezahlen. Die Gerechtigkeit, oder besser zu sagen, die Ungerechtigkeit, hat alles verzehret. Der König von Preußen hat sich, da er allen Gerichtshändeln einen gewissen Termin vorgeschrieben, durch die kluge Verordnung eben so unsterblich gemacht, als durch das Gerüchte seiner siegreichen Waffen.

Ich darf nicht hinzufügen, daß aus Furcht, einen unaufhörlichen Proceß auf den Hals zu kriegen, man heute zu Tage einen Abscheu hat zu erben. Die allergesetzmäßigste Erbschaft, so bald dieselbe von einer Nebenlinien herrühret, ziehet solche gerichtliche Weitläufigkeiten nach sich, daß man erst nach drey oder vier Jahren den Genuß davon beziehen kann. Ich kenne ganze Familien, (und es gienge mir selbsten nicht besser) welche auf Erbschaften, welche ihnen nach allen Rechten zugehörten, Verzicht

gethan

gethan haben, um sich nur nicht allen Unkosten, und allen Abscheulichkeiten der Zungendrescherey bloßzustellen.

Was soll ich nicht von jenen wirklichen Einziehungen der Güter hier sprechen, welche das Vermögen des Schuldners wegfressen, und die Gläubiger doch nicht bezahlen, oder welche sie nur mit der größten Behutsamkeit bezahlen, um die Anwalde den vornehmsten Gewinn davon genießen zu lassen? Ein Herr ist etwa schuldig, auf seine Landgüter wird ein Arrest gelegt, und man erkennet dieselben um die Hälfte weniger, als sie werth sind, dem Meistbiethenden zu, weil man irgend einen Anverwandten, oder einen Freund verpflichten will. Der Arrest währet öfters ein ganzes Jahrhundert, und eben diese, so die Gerechtigkeit vorstellen, nähren sich auf Unkosten des armen Schuldners: auf diese Weise wird der beste Adel gequält und aufgerieben.

Wäre es aber nicht besser, wenn man ein Landgut verkaufen ließe, und den Ueberrest, woferne etwas übrig bleibt, dem, der schuldig ist, hinausbezahlte? Man hat gesehen, daß Personen ein Feldgut von hunderttausend Thaler abgetreten haben, um zweymal hunderttausend Livres zu bezahlen; und nach langen gerichtlichen Terminen haben die Anwalde alles aufgezehret, und kein einziger Gläubiger ist befriediget worden. Und warum siehet man diesen

sen Jammer nur in Frankreich, das will sagen in einem Königreiche, wo man dafür angesehen seyn will, als ob man am allerbilligsten verführe? Der Himmel bewahre mich dafür, daß ich hier wie der Kardinal Alberoni gedenken sollte, welcher darfür hielt, daß die Franzosen zu der Verwaltung der Geschäffte nicht tauglich wären; doch soviel ist gewiß, daß sie nicht die besten Mittel ergreifen, um einen beglückten Fortgang zu erhalten.

Es ist fürwahr recht wundersam, daß das Rathhaus, welches dazu verordnet ist, um einem jeden zu verschaffen, was ihm gebührt, öfters selbsten dasjenige, was ein jeder besitzet, ungerechter Weise an sich ziehet.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Von den Schulen und Collegien.

Die Auferziehung, so man in den meisten Schulen der Jugend giebt, ist sowohl, was die Unterhaltung der Lehrer, als der Schüler anbelangt, das Geld so darauf verwendet wird, nicht werth. Einige schlechte Worte Latein, und ein lächerliches Chaos, so man Philosophie nennet, sind der erfolgte Gewinn von

acht Jahren, die man in einem Gymnasium zugebracht hat. Keine Sprache ist, die man nicht innerhalb einer Jahresfrist lernen könnte, gleichwie wir solches an der deutschen Sprache, die vielleicht unter allen andern die schwereste ist, ersehen; und dennoch glaubt man, daß zu Erlernung der lateinischen eine unendliche lange Zeit erfordert werde.

Diese widerwärtige Meynung kömmt nur daher, daß man übel unterweiset, und daß man die Zeit mit Aufgebung solcher Zusätze zubringt, die doch nichts anders fruchten, als daß lauter Sprachfehler daraus entstehen. Die Hauptkunst bestehet darinne, daß man den Ursprung der Wörter erlernen, und dieselben erklären lasse. Ich wünschte demnach, daß man Morgens und Abends mehr nicht als eine halbe Stunde zu Erklärung lateinischer Scribenten anwänden. Zum Anfange müßte man ohne Zweifel die leichtesten hervorsuchen, und die Schüler müßte man anhalten, die Wortfügung der Redensarten zu Hause zusammen zu setzen, und es schriftlich zu bringen, alsdann würde nicht jede Classe zu dem einzigen Studieren des Lateinischen bestimmet werden.

In der ersten sollte man recht lateinisch und französisch lesen und schreiben lernen.

In der zweyten sollte man die Beschreibung der Erde und deren Eintheilungen lehren.

In der dritten die geistliche und weltliche Geschichte.

In der vierten, die Geschichte des Landes, nebst einer Erkenntniß seiner Gesetze und Sitten.

In der fünften die Rechen- und Meßkunst.

In der Rhetorik, die Kunst sowohl in ungebundener Rede als in Versen recht zu schreiben, und die Kunst wohl zu sprechen.

In der Logik, jene Wissenschaft, welche in der Lehrart bestehet; nebst der Metaphysik und der Moral, welche einen kurzen Begriff der ganzen Religion durch Grundsätze bilden würden.

In der Physik, die Naturgeschichte.

Allein es müßte die Regierung eine Rhetorik und eine Philosophie durch die geschicktesten Lehrmeister zum Gebrauche der Schüler verfertigen lassen, damit man nicht die Zeit mit Verschmierung der Schreibbücher, die oft lächerliche Dinge enthalten, verdürbe. In dieser Philosophie müßten alle starke Beweisgründe zum Besten der christlichen Religion, und der ganze Zusammenhang dieser göttlichen Religion auf die allerbündigste und deutlichste Art erklärt werden. Dieß wäre das Mittel, die Irrgläubigen zu Schanden zu machen, als welche gemeiniglich nur darum irrgläubig sind, weil sie nichts wissen; denn der nichts anders als seinen Catechismus gelernt hat, hat öfters nichts anders gelernet als zweifeln.

Man müßte nicht weniger Sorge tragen, in diese neue Einrichtung der Philosophie, die

vier

vier Artikel von der Clerisey miteinzurücken, und dieselben als die beständige Lehre des Königreichs zu behaupten. Diese Art zu unterweisen, würde, wenn sie aller Orten gleich und ebendieselbe wäre, allem Gezänke, welches zwischen den Schulen entstehet, den Riegel schieben; und wenn man es in Ansehung der Gottesgelehrtheit eben so machte, so würde die Religion weit mehrers dabey gewinnen. Es ist gefährlich, die Erziehung der Jugend einer gleichen Gesellschaft anzuvertrauen; sondern ich glaube, daß man wohl thun würde, wenn man solche den unterschiedenen regulierten Orden, überall wo keine Universität ist, auftrüge: hier den Jakobinern, dorten den Augustinern, hier den Benedictinern, dorten den geistlichen Chorherren, und so fort an. Die Klostergemeinen unterhalten die Unterthänigkeit, und diese Quellen verstopfen sich niemals. Uebrigens würde auch die Unterschiedlichkeit der Orden den Nacheifer befördern, allein man müßte ihnen einen Studienplan auszeichnen.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Von den Stiftungen.

Ob wir gleich in einem Jahrhunderte leben, worinne man mehrers geneigt ist zu zerstören,

ren, als zu stiften, so kann man jedoch sagen, daß nichts schädlichers sey, als Stiftungen, die unnützer Weise gemacht werden. Ein jeder Mensch, der sein Geld auf Mildthätigkeiten verwenden will, der muß vorher untersuchen, ob er seinen Anverwandten keinen Schaden dadurch zugefüget, ob sie in keinen dürftigen Umständen sich befinden, und ob er dasjenige, was er in Vorschlag bringt, als ein wahres gutes Werk ansehen kann. Es wäre, zum Exempel, ganz ungereimt, wenn man den Kirchen schenken wollte, während daß man mit Leuten umgeben ist, welche vor Hunger verschmachten. Es wären ungereimt, in einer Carthause oder in einem Hospithal Plätze zu stiften, während daß man alte Hausbediente ohne Belohnung ließe; und so fort an. . . . .

Man meynet, daß die Stiftung der Messen immerzu eine Gott wohlgefällige Sache wäre, und nicht selten betrügt man sich; denn dadurch verpflichtet man öfters einen Priester, an den Altar hinzugehen, wenn er davon wegehen sollte; und überdas ist es besser, die Armen zu ernähren und zu kleiden, als Gebethe zu ordnen, ob sie gleich an sich selbsten gut und nützlich sind. Eine jede Handlung, um gut zu seyn, hänget von den Umständen ab, und sie muß einen guten Zweck, und einen vernünftigen Gegenstand haben. Ein großer Herr, welcher im Sterben eine Summe zu Ausbesserung schlechter Straßen hinterläßt, ist mir weit lieber,

der, als eine Person, die den Kirchen schenkt, um sie zu schmücken. Die christliche Liebe ist die erste unter allen Regeln, und dieß ist eine sehr wichtige, daß man für die Nothdurft des Nächsten sorge.

Ich wollte demnach, daß man die Testamente mit allerley Mildthätigkeiten auszierte, als unter andern sind, die Verbesserung eines Weges, die Beysteuer eines bedürftigen Freundes, und der nach seinem Stande nicht leben kann, Gnadengelder die man verdienstvollen Personen vermacht, welche sich in armseligen Umständen befinden, die Sorgfalt, einer nothleidenden Familie Schulden zu bezahlen, Töchter von gutem Herkommen, die sich in den Ehestand begeben wollen, auszusteuren, Edelleute, die Kriegsdienste thun, und die keine Mittel von Hause haben, mit Gelde zu unterstützen.

Auf diese Art verfuhr der Herr Herzog von Orleans, dessen Lebensbeschreibung die Ordensleute von St. Genoveva uns mittheilen sollten; und siehe, dieß sind Stiftungen, welche ein aufgeheitertes Gewissen einflößet: allein man läßt sich nicht selten von einem Beichtvater, den man für einen wunderwürdigen Mann hält, weil er etwa einen breiten Hut trägt, oder weil er einer gewissen Partey zugethan ist, der man aus Vorurtheile oder aus Hartnäckigkeit anhängt, hintergehen.

Werden wir niemals eine Denksäule mitten auf den Landstraßen stehen sehen, worauf man diese Worte lieset: Ihr Vorbeygehende, bittet für einen, welcher in dem Jahre diesen Weg hat ausbessern lassen? Es giebt wenige Reisende, welche nicht aus Erkenntlichkeit angetrieben, bey Ansicht eines so schönen Zuges der Menschlichkeit, alsobald der Meynung des Stifters gemäß ein Gebeth verrichten sollte.

Lesen wir niemals ein Testament, worinne das Verdienst durch einige Zeichen der Großmuth belohnet werde? Muß dann eine eigensinnige Andacht, und eine erschreckliche Habsucht, allemal die Wirkungen einer vernünftigen Wohlthätigkeit verhindern? Man macht gerne immerwährende Stiftungen, weil man öfters bis noch ans Ende eitel und hoffärtig ist; alleine wem kann es unbekannt seyn, daß dergleichen Stiftungen nur auf eine Zeitlang bestehen, und daß die meisten von denjenigen, die unsere Vorfahren in den verflossenen Jahrhunderten gemacht haben, heute zu Tage gänzlich vernachläßiget werden, entweder weil das Einkommen, so daraus floß, itzt allzugering ist, oder aber weil man über alles was beschwerlich ist, verdrießlich wird? Die Pfarrer haben die Herren Bischöffe gebethen, die immerwährenden Stiftungen aufzuheben, oder dieselbige einzuschränken; und bald sind ihnen ihre Bitten gewähret worden.

Alleine

Alleine lasset uns von den Stiftungen der Privatpersonen abgehen, um von denjenigen ein Wort zu reden, welche die Regierung angehen. Unerachtet der großen Menge Einrichtungen, die gemacht worden sind, giebt es noch manche, welche der Staat machen könnte. Man muß sich allerdings verwundern, daß man in Frankreich für die arme Soldaten, welche zur See dienen, ich will sagen, für diejenigen, welche die allergrößten Beschwerlichkeiten, und die allergefährlichsten Stürme auszustehen haben, keine Invalidenhäuser siehet. Diesem Unglücke wäre es gar nicht schwer zu begegnen: man dörfte nur ohne viele Weitläuftigkeit eine große Abtey mit allen ihren Einkünften dazu anwenden, und diejenigen hinein beherbergen, für welche die Menschlichkeit selbsten das Wort führet. Man wird sagen wollen, daß ich den Artikel der geistlichen Güter sehr oftmals berühre, allein ich antworte darauf ganz kürzlich, und sage, daß man, solange ein Zeug vorhanden ist, zuschneiden könne; und daß solches überdas die Meynung der Stifter erfüllen heiße, wenn man ihre Güter zur Erleichterung des Staats und der Unglücklichen verwendet.

Wäre dieses nicht ein recht gutes Werk, wenn man, zum Exempel, die Einkünfte verschiedener Bernhardinerhäuser zu besserer Unterhaltung der Hospithäler verwendete, so daß alsdann nicht mehr vier Kranke zugleich in eben-

demselben Bette liegen dörften, eine schreckhafte Aussicht, und welche die Fremden erstaunen machen, besonders wenn sie die Hospithäler in Italien gesehen haben, wo ein jeder allein liegt, und wo die größte Reinlichkeit herrschet.

Amsterdam hat ein sehr schönes Haus, welches für presthafte alte Leute bestimmet ist, und diese Einrichtung verdienet, daß man ihr nachahme. Wenn die Schriftsteller nicht so eifersüchtig unter sich selbsten, wenn sie weniger zänkisch, und weniger unruhige Köpfe wären, so sollte man ihnen einen Ort anweisen, wo sie wohl beherberget, wohl ernähret werden, und wo sie sich wärmen können: ich rede hier von frommen und gottesfürchtigen Schriftstellern, welche mit ihrer Feder der Kirche und dem Staate dienen, und das Jahrhundert ehren: denn was jene anbelangt, welche sich unterstehen, die Religion und die Regierung anzutasten, so muß man ihnen keine andere Belohnung, als eine Stelle im Tollhause, anweisen; und dieß ist auch in der That die Strafe, welche die Monarchen wider alle diejenige gebrauchen sollten, welche nur bemühet sind den Gottesdienst abändern, oder wohl gar abschaffen zu lassen.

Ich kann hier nicht unterlassen ein Wort von der Stiftung St. Cyrus zu melden, und der Gedächtniß der Frau von Maintenon allen

Preis, der ihr gebührig ist, wiederfahren zu lassen; allein werden auch ihre Absichten erfüllet? Unerachtet aller guten Auferziehung, die man den Jungfrauen giebt, welche in dieses Haus aufgenommen werden, siehet man sie mit einer solchen Aufgeblasenheit von dannen herauskommen, daß sie sich vor ihren Anverwandten, und vor allen denen, die sie kennen, verhaßt und abgeschmackt machen. Man sollte ihnen eine herzliche Demuth einflößen, und ihnen alle Augenblicke wiederholen, daß die Hoffart in Vereinigung der Dürftigkeit, in den Augen Gottes und der Menschen ein stinkender Gräuel sey. Der Adel ist ein sehr verächtlicher Titel, wenn er zu nichts als zur Unterhaltung der Eigenliebe dienet.

Drey und zwanzigstes

Kapitel.

Vom Almosen.

Es ist eben sowohl mislich, zur Unzeit geben, als gar nicht geben. Glücklich derjenige, der die Armen zu unterscheiden, und nur denen beyzustehen weis, die wirklich der Wohlthat bedürftig sind. Man befördert nicht selten die Laster und den Müßiggang, der die Mutter

davon ist, wenn man ohne Ueberlegung Geschenke macht. Die meisten Bettler sind unwürdig an dem mindesten Almosen Antheil zu nehmen, und ein jeder wohl eingerichteter Staat soll dergleichen Faullenzer nicht dulden, sondern eine jede Provinz soll diejenigen arbeiten lassen, die es können, und sie soll die ernähren, welche aus Alter und Schwachheit dessen unfähig sind.

Es ist ganz unbegreiflich, daß man mitten in Paris ungeacht der dortigen guten Polizey, mehr dann fünfzigtausend Schwärmer und Tagdiebe duldet, die doch zu nichts taugen, als diese Hauptstadt auszusaugen, und Privatpersonen arm zu machen: die Provinzen werden täglich entvölkert: und mancher, der in seinem Lande mit vier oder fünfhundert Livres Einkommen leben könnte, stirbt in Paris Hungers, oder macht andere darinne sterben. Man hat diese Stadt in tausenderley Werken, welche eine Geburt der Unwissenheit und des Müßigganges sind, so thöricht und übermäßig gerühmt, daß man den Ort für das gelobte Land zu halten pflegt; da doch keine Stadt in der Welt ist, da die Armuth bitterer und erschrecklicher ist, und wo sie die Leute zu mehrern Schandthaten verleitet. Der Pracht, der sich aller Orten sehen läßt, macht den Unglückseligen doppelt seufzen, und die Verzweiflung zeuget folglich nicht selten die abscheulichsten Uebel.

Die gute Zucht kann diese Misbräuche hindern; es ist leicht von allen Personen, die aus ihren Provinzen wegziehen, genaue Kundschaft einzuziehen, und sie wiederum hineinzuschicken, wenn sie keine gegründete Ursache haben, ihre Landschaft zu verlassen. Die wahrhaftig Armen mangeln öfters des Benöthigten, weil ihnen ein Haufen Müssiggänger und Landstreicher ihre Nothdurft raubet.

Fast niemals wird demjenigen, der es am meisten bedürftig ist, unter die Arme gegriffen, gleichwie man dieses fast in Betrachtung aller Almosen, da man gemeiniglich nur nach Gunst austheilet, wahrnehmen kann. Unterdessen sind bey jedem Almosen, welches wider die Ordnung gemacht wird, tausenderley Schwierigkeiten anzutreffen.

Ich darf wohl hier sagen, daß niemand sey, der weniger Almosen gebe, oder der dieselben übler mittheile als die Herren Geistliche. Ohne Zweifel strafet sie Gott damit, daß sie Reichthümer haben, so sie nicht besitzen sollten, indem er sie einem Geize überläßt, der sie beherrschet, oder einem Pracht, der sie ins Verderben stürzet. Es ist etwas nur allzugemeines, Cardinäle und Prälaten zu sehen, welche etwa tausend Thaler, die sie jährlich für die Armen aussetzen, in tausend Hände austheilen; folglich heißt es, ein Thaler für jeden Kopf, oder für jede arme Familie: unterdessen macht

macht dieses ein großes Geräusche; und man bekümmert sich wenig darum, ob solche kleine Beyhülfe eine Person aus dem Elende erretten könne, oder nicht; genug, wenn nur solche Almosen einen Schein haben, und der Ruf davon allenthalben ertönet.

Wäre es nicht besser, wenn man dreyßig oder vierzig Familien aus der Noth hälfe, als daß man nur auf ein Ohngefähr das Geld hinauswürfe, welches doch nur einen sehr geringen und augenblicklichen Beystand verschaffen kann?

Was sollte man nicht zu jenem ausgetheilten Almosen sagen, welches so beschaffen ist, daß derjenige, so es giebt, eher einen Armen, der nicht auf seinem Register eingeschrieben ist, vor seinen Augen verschmachten ließe, als daß er ihm helfen und beystehen sollte. Dieses gleichet jenen Andächtlern, jenen allzufeinen und gewissenhaften Menschen, die eine Seele, so maschinenmäßig getrieben wird, und ein Gewissen, so seinen Zeitpunkt erreichet, zu haben scheinen. Dieß ist nicht ihr einziger Fehler; da sie keine andere für dürftig halten, als nur die, so übel gekleidet sind, so würden sie vermeynen, den Himmel zu beleidigen, wenn sie etwas beytragen sollten, um einen Menschen seinem Stande gemäß zu unterhalten. Unterdessen ist es eine Pflicht, daß man sein Almosen geben nach der Gattung der Personen einrichte,

richte, und daß man auf den Rang und auf die Erziehung derer, denen man Beystand leistet, acht haben solle.

Das erste Almosen gebühret unsern Anverwandten, unter der Bedingniß, daß dieselben arm seyn, und das zweyte denen, die uns aufwarten: es ist lächerlich anzusehen, wenn Bediente nach zwanzig oder dreyßig Jahren aus einem Hause, da man unaufhörlich Almosen ausgetheilt hatte, arm und dürftig hinausgehen müssen; und noch weit lächerlicher ist es, Testamente zu sehen, die mit Vermächtnissen von allerley Gattungen durchspicket sind, da man hingegen Leuten, die ihre Jugend und nicht selten ihre Gesundheit eingebüßet haben, nichts als einen einzigen Jahrlohn schenket.

Vier und zwanzigstes

Kapitel.

Von den Schulden.

Eine jede Person, die über ihre Einkünfte verzehret, setzet sich in den Fall, ihr Lebtag unglücklich zu seyn. Eine gleiche Bewandtniß hat es mit den Königreichen, welche anstatt einen Vorrath zu haben, Vorschüsse verlangen, und dieselben verzehren. Man hat alle

ersinn-

ersinnliche Mühe, sich wieder an dem vorigen Ziele zu finden, davon man abgegangen war. Wer schuldig ist, der ist nicht reich, auch sehen wir bey allen großen Herren nichts als Reiche, die nicht wohl bey Mitteln sind; sie haben kein Geld, woferne sie nicht geizig sind, und dennoch heißt dieses, keines haben. Der Pracht hat die ganze Welt aus ihrer Sphäre herausgerissen, und macht folgsam Schulden erwachsen, derer Beschreibung ein Grausen verursachet.

Die jungen Leute haben heute zu Tage noch nicht das fünf und zwanzigste Jahr ihres Alters erreichet, so stecken sie schon in Schulden; und diese Unglücke werden ununterbrochen fortdauren, solange man den Kaufleuten erlauben wird zu leihen, ohne ihre Sicherheit zu nehmen, und die adeliche Jünglinge Wechselbriefe ausstellen zu lassen. Es wäre für den Nutzen der Aeltern und der Söhne, und für die Ehre der Edelleute zu wünschen, daß der König ein Geboth ausgehen ließe, welches allen Kaufleuten bey Strafe der Galeeren untersagte, von keinem jungen von Adel Wechselbriefe zu begehren, und welches alle solche Briefe für ungiltig erklärte; denn es ist zugleich nützlich, daß man auch wisse, worinne die Leutschinderey der Handelsleute bestehe. Sie verkaufen einem jungen Menschen Stoffe und Galonen noch um die Hälfte theurer, (und daher ist auch das Sprichwort entstanden, wenn man Galonen nimmt,

so

so kann man nicht zu viel nehmen) ob sie schon wissen, daß diese Waaren nur sind, um Geld zu bekommen, und daß sie alsogleich verkauft werden; allein sie lassen solche nicht anders als vermittelst eines Wechselbriefes abfolgen, diesen stellen sie fälschlischer Weise, als ob er aus einer Stadt, die sie etwa selbst erdichten, gezogen wäre, und worauf sie sodann den Schuldner unterschreiben machen.

Diese List, oder vielmehr diese offenbare Spitzbüberey versichert ihnen auf gewisse Art ihre Schuld in Ansehung der Thurmstrafe, welche jeder Wechselbrief mit sich bringet, sie sind deßwegen willfährig darzuleihen, und sie glauben auch berechtiget zu seyn, die jungen Leute, die sich zu ihnen wenden, zu betrügen. Daher entstehen jene so häufige Einthürmungen, und welche nicht selten ein Kind von guter Familie verhindern, sein Glück zu machen, oder welche es zu Begehung allerley Muthwillens verleiten; daher entstehet die Austretung so mancher Personen, welche auf den Termin der Verfallzeit entwischen, und in entfernte Länder ziehen.

Diese bloße Vorstellung ist ohne Zweifel hinreichend genug, um die große Wichtigkeit eines königlichen Befehls, der diese Misbräuche abschneidet, das will sagen, der die Habsucht und die Spitzbüberey der Kaufleute, und den Umsturz der jungen Leute verhindert, einsehen

sehen zu machen. Man würde Mühe haben sich einzubilden, wie viele Kriegsleute fast alle Tage durch diese schändliche Betrügerey zu Grunde gehen müssen; es sind nur allzuviele große Herren, denen dieses Mittel Geld zu finden zu ihrem eigenen Schaden bekannt gemacht wurde. Sie kaufen für zwanzigtausend Livres Waaren ein, die nicht mehr als zwölf werth sind, sie verkaufen dieselben wiederum für acht, und dieses heißet man alsdann Geschäffte machen.

Es sind übrigens die Wechselbriefe nicht für den Adel gemacht, und ein jeder Edelmann, der die Schwachheit begehet, dergleichen zu unterschreiben, verdiente gestraft zu werden. Wenn man die Mittel, so wir hier anzeigen, nicht ergreift, und wozu die Obrigkeit aus allen ihren Kräften behülflich seyn soll, so werden auch die Bankerotte und Schulden unaufhörlich fortwähren. Den jungen Leuten muß man, so viel möglich, die Gelegenheiten des lüderlichen Lebens und des Verderbens abschneiden, und den Aeltern muß man den Verdruß ersparen, zu sehen, daß das Vermögen ihrer Kinder schon gänzlich verprasset ist, ehe sie einmal anfangen, desselbigen zu genießen.

Fünf und zwanzigstes

Kapitel.

Vom Wucher.

Der Wucher, den man mit Recht den Umsturz der Familien, die Verarmung des gemeinen Mannes, und die Goldgrube etlicher schlechter Bürger nennen kann, ist eben sowohl von der Vernunft als von der Religion verworfen und verbannet. Ich weis wohl, daß es erlaubt ist, an gewissen Orten zehn vom Hundert, und an andern nur fünf, und gar auch nur drey, zu Zinsen anzunehmen; ich weis, daß die Verordnungen über diesen Artikel zufolg den Gesetzen der Fürsten und der Länder beobachtet werden müssen; allein ich weis auch, und niemand ist es unbewußt, daß es nimmermehr nach allen bürgerlichen und Moralgesetzen erlaubt ist, zum Schaden der Unglückseligen seinen Gewinn zu suchen, und dieses ist eigentlich das Verbrechen aller Wucherer.

Könnte man glauben, daß der Wucher, so verhaßt derselbige ist, in dem Sinne gewisser Lehrer noch eine Entheißung, oder doch zum wenigsten ein gelindes Nachsehen finden sollte; wie viele Millionen Leute unterhalten sich nicht mit Hülfe dieser abscheulichen Ungerechtigkeit,

und wie viele große Herren giebt es nicht so gar, welche ihren Pracht und ihre schimmernde Herrlichkeit durch nichts anders unterstützen, als daß sie sich dieser unreinen Hülfsquelle bedienen. Alle jungen Leute bahnen sich ihr Verderben, daß sie Gelder auf starke Zinse entlehnen. Es ist keine Gasse in Paris, wo nicht ein berüchtigter Wucherer seinen Aufenthalt hätte; und was das schlimmste ist, so leben sie daselbst in ungestörter Ruhe, und das Geheimniß ihrer Wohnung und ihres Handswerks ist jenes des Schauspiels.

Sollte man etwa niemals, nach dem Vorbilde des unsterblichen Papsts Sixtus V bedacht seyn, in jeder Stadt ein Haus der Gottseligkeit, oder ein Leihhaus aufzurichten? ich sage der Gottseligkeit, daß man es nicht mit so manchen Häusern der Gottlosigkeit vermische, in welchen man nur deßwegen öffentlich auf Pfänder leihet, auf daß man den gemeinen Mann desto mehr unterdrücken, und man entweder durch Abforderung eines allzu großen Zinses, oder aber da man auf ein Stück nicht mehr als den vierten Theil dessen, was es werth ist, leihet, sich seine Dürftigkeit zu Nutze machen könne.

Der Zins, den man in Rom entrichten muß, ist allerdings sehr geringe, und man leihet auch nach dem Werthe der Sache ganz billig dar, und die dazu Verordnete sind schuldig alles anzuneh-

zunehmen, was man ihnen bringt, wäre es auch nur dreyßig Kreuzer werth, und sollte es auch nur in Leinwand und alten Kleidern bestehen. Man wird sagen, daß man durch Stiftung eines Leihauses in einer Stadt wie Paris, den jungen Leuten Gelegenheit verschaffen würde, ihre Aeltern zu bestehlen, und sich leichter als jemals ins Verderben zu stürzen, und daß alles dieses dennoch die unaufhörliche Wucher nicht verhindern würde; allein ich werde meinerseits hierauf erwiedern, daß man weniger stehlen würde, wenn man Pfänder in einen öffentlichen obrigkeitlichen Platz hinbringen dürfte, als da man dieselben unbekannten und heillosen Betrügern, deren Wohnung man fast nirgends entdecken kann, anvertrauen muß; daß ferner, weil die Zinse in Vergleichung dessen, so die Wucherer abfordern, sehr leidentlich und gering sind, dieselben den Werth der Pfänder nicht übersteigen würden; daß man auch nicht so toll seyn würde, wie es die Gewohnheit ist, jeden Monat vier und zwanzig Sols von dem Louisd'or zu geben, da man etwa kaum ein Sols fürs ganze Jahr bezahlen darf; und daß man endlich nicht ausgesetzt seyn würde, seine Pfänder zu verlieren, oder gezwungen dieselbige schleunig zu verkaufen, gleichwie solches täglich bey den Wucherern geschiehet, welche nicht selten ihre Wohnung ändern, welche sich unsichtbar machen, und welche folglich Bankerot spielen.

Es ist demnach keine Gleichheit unter den Hinderungen, ein Leihhaus zu haben, und keines zu haben. Sixtus V war gewißlich ein guter Politiker, und er stiftete eine so wichtige Anordnung nicht eher als bis er es wohl überlegt hatte. Was für eine bequeme Sache ist solches nicht in tausenderley beschwerlichen Umständen, als etwa einer Reise, einer Krankheit, mit einem Worte, aller nur ersinnlichen Nöthen, wenn man ein leichtes Mittel finden kann, sich in dergleichen dringlichen Vorfällen zu helfen, ohne daß man jemand beschwerlich fallen, und ein Stück, das man gerne aufbehalten möchte, um einen schlechten Preis verkaufen müsse! Viele Officiere müssen nur deßwegen zu Grunde gehen, weil ihnen dieses Hülfsmittel entzogen ist.

Uebrigens muß man sich nicht einbilden, daß man Stiftungen, ohne gar keine Hinderungen darwider zu sehen, errichten könne. Nur die blöden und schwachen Geister werden bey dieser Aussicht zurückgehalten, dergleichen diejenigen sind, welche seit mehr als zwanzig Jahren die Leihhäuser hintertrieben haben. Wenn diese Einrichtungen zu einer Gelegenheit werden, welche die Begierde zu entlehnen erwachsen machen, so werden sie auch zugleich eine unfehlbare Hülfsquelle für die Armen seyn: und aus dieser Ursache haben sie auch den schönen Namen Häuser der Gottseligkeit in Italien erhalten. Der Umsturz einiger weniger Privatper-

personen war niemals ein hinlänglicher Grund, daß das allgemeine Beste dadurch vernachläßiget werden sollte.

Sechs und zwanzigstes
Kapitel.
Von den Lotterien.

Es ist gefährlich, die Lotterien in allzu großer Anzahl zu häufen, sie haben nicht selten zu großen Schindereyen Anlaß gegeben. Es giebt Leute, welche den Aberglauben in Ansehung dieses Punktes zu weit getrieben, indem sie glaubten, daß dieses die Vorsehung zu versuchen heiße, wenn man dieselbe, so zu sagen, nöthigte, daß sie sich vermittelst des Loosziehens offenbaren müßte: ist aber dieses ein Verbrechen, so ist es auch nicht mehr erlaubt, einen Schritt zu machen; denn jedesmal da wir gehen, setzen wir die göttliche Vorsehung in ebendiesen Fall.

Man darf also nicht sagen, daß es etwas Böses sey, in die Lotterien zu spielen. Es ist so gar billig, daß man zuweilen einige Zettel herausnehme, woferne nur solches nicht verhindere, weder seine Schulden zu bezahlen, noch seine Nothwendigkeiten zu bestreiten. Man

bekömmt niemals etwas, wenn man nicht hineinlegt, und man kann bekommen, wenn man hineinlegt; dieses beweiset, daß das eine vortheilhaftiger sey, als das andere. Ueberdas ist das Geld, so man dazu bestimmet, niemals verlohren, indem die Lotterien zu Werken aufgerichtet sind, wodurch Gott geehret, oder Unglückselige getröstet werden.

Die best eingerichtete Lotterie ist jene der Genueser; diese bestehet darinne, daß man fünf oder vier oder drey Zahlen erräth, und den Wechselherrn ist sie überaus einträglich. Es können Ziehungen geschehen, da nicht ein einziger Treffer heraus komme.

Sieben und zwanzigstes
Kapitel.
Von dem Münzwesen.

Wollte der Himmel, daß, wie man schon öfters gesagt hat, in allen Ländern, nur eine einzige Religion, ein einziger Gebrauch, und eine gleiche Münze wäre! Allein weil diese Sache unmöglich ist, so muß man zum wenigsten bemühet seyn, daß man solche Einrichtungen mache, die sich auf die Bequemlichkeit des gemeinen Bestens beziehen. Diese Mate-

Materie erforderte zwar eine weitläufige Ausdehnung; unterdessen werde ich mich beschränken zu sagen, daß man in jedem Königreiche und in jeder Republik alle Gold- und Silbersorten in eine Zahl, die nicht gebrochen ist, bringen sollte. Man hat den tollen Gebrauch, (und ich weis nicht warum, es müßte denn nur seyn, die Reisenden dadurch in Verwirrung gerathen zu machen) daß man immerzu auf den Werth jeder Ducate oder Zechin, einige Sols, die man Krets oder Bajocks nennet, weiters darauf schlägt, so daß es nicht möglich ist, eine Summe zusammen zu zählen, ohne sich den Kopf darüber zu zerbrechen.

Die Gewohnheit in Frankreich ist in Ansehung dieses Punktes vortrefflich, und würdig aller Orten befolgt zu werden. Die Goldstücke theilt man daselbst lediglich in doppelte Louisd'or zu acht und vierzig Livres, in einfache zu vier und zwanzig, und in halbe zu zwölf; und die Silberstücke in Thaler zu sechs Livres, und zu drey, und in vier und zwanzig und zwölf Solsstücke. Unter allen diesen Sorten findet man nicht den mindesten Sols der darüber hinausgienge; und alles so gar, den drey Livresthaler davon ausgenommen, beziehet sich auf eine gerade Zahl, eine Zahl, welche zum Rechnen am wenigsten beschwerlich ist. Der König in Sardinien, dieser kluge Monarch, der niemals ermangelt allezeit das Beste zu erwählen, ist seit einigen Jahren ebendiesem Plane nachgefolget. Nichts

ist unangenehmer, als wenn man zu Verfertigung der mindesten Rechnung die ganze Rechenkunst zu Hülfe nehmen muß, und man sich in Holland, in Deutschland, und gar beynahe in ganz Italien, dessen nicht entübrigen kann, wiewohl ich hier sagen muß, daß keine Münze besser, als die päpstliche, getheilt und wieder abgetheilt sey. Es giebt so gar Viertelsducaten in Gold, welche fünfzig Sols gelten, und Silberstücke zu fünf Sols.

Eine noch andere Beschwerlichkeit ist diese, daß man immerzu die Goldwage in der Hand halten muß, um die Sorten abzuwägen, gleichwie solches in ganz Norden in Ansehung der Spitzbüberey der Jüden, welche die Ducaten beschneiden, oder dieselben vermittelst des Scheidwaßers verfälschen, die Gewohnheit ist. Man sollte ein Mittel ausfindig machen, um diese Uebel, die der Handlung und dem Vortheile der Reisenden so schädlich sind, zu verhindern; es giebt nur allzuviele Betrüger, welche falsches Gewicht führen, und welche das Geheimniß finden, allezeit zu ihrem Nutzen einige Sols auf die besten Ducaten zu mindern. Vielleicht hat die Gewohnheit, sie zu wägen, auch die Leute auf den Einfall gebracht, sie zu verfälschen. Man giebt oftmals Gelegenheit zu Uebelthaten, wenn man allzuviele Vorsicht gebrauchen will. Glücklich jener Staat, da die Geldsorten vor dergleichen Frevelthat gesichert sind, und die man nicht ungestraft verletzen

kann,

kann, ohne daß es sogleich in die Augen falle, gleichwie es denn in Frankreich, in Spanien, in Portugall beynahe unmöglich ist, daß man die Münze schwächen könnte.

Der Wechsel der Gelder ist ein beträchtlicher Gewinn für diejenigen, die sichs zu Nutze zu machen wissen; allein man muß sich nicht einbilden, daß dieses für einen Reisenden, der öfters nicht mehr als etliche Ducaten zu verzehren hat, sehr vortheilhaft sey. Man muß wissen, daß in den Ländern, wo das Geld höher gilt, die Waaren auch nach Maaßgabe höher sind, und daß man folgsam unrecht thue, sich unterwegs um einige Sols mehr oder weniger, welche auf etliche zwanzig Louisd'or etwa kaum einen Thaler Gewinn ausmachen, zu beruhigen.

Man hat schon lange gesagt, daß man das Geld eines Königreiches nicht berühren müßte; nichts ist in der That verderblicher, als das Geld nach eigenem Wahne steigen oder fallen zu machen. Dieses hindert nicht, daß man in Frankreich nicht sollte alle gezeichnete Sols auf ebendenselben Preis ansetzen, und sie durchgehends auf sechs Liards, oder aber auf zwey Sols rechnen.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Von den Waaren.

Man kann durchaus nicht begreifen, daß in einem wohl eingerichteten Regimente ein jeder Herr und Meister sey, seine Waaren nach Wohlgefallen seines Verlangens und seiner Geldsucht zu verkaufen. Es ist fürwahr wunderbarlich, daß zwanzig unterschiedene Personen alle ebendenselben Zeug zu verschiedenem Preise einkaufen, und daß man zwo ganzer Stunden lang mühsam arbeiten muß, um einen Handel schließen zu können.

Die Wohlfahrt der Länder erfordert, daß man eine Gesellschaft von ansehnlichen Personen ernenne, die gesetzt seyn, um alle Waaren zu untersuchen, und sie zu schätzen, da man ihnen ihren rechtmäßigen Werth anweiset. Ein jeder, der von dieser Verordnung abwiche, sollte auf der Tafel der Kaufleute ausgestrichen werden, und eine ansehnliche Geldstrafe bezahlen. Komme ich in eine Bude, und feilsche nicht um die Waare, so muß ich die Elle Tuch oder Sammet theurer bezahlen, als es sonst gemeiniglich verkauft wird. Welch abscheulicher

cher Misbrauch! Die Sammet, Tücher, und andere Zeuge sollten also jedes Jahr von Obrigkeits wegen, nach dem Werthe der Wolle und Seide geschätzet werden; und wäre es auch ein Kind, so solche einkaufete, so sollte es nicht einen Häller weiter, als andere Leute, bezahlen dörfen. Gewissen und Ehre lassen sich unaufhörlich wider diejenigen hören, die zwey Gewichte und zwey Maaße führen; so daß auch beynahe kein Kaufmann ist, der ein vollkommen ehrlicher Mann ist. Diejenigen, so sich rühmen, daß sie nicht mehr, als nur einen Preis haben, lassen sich gemeiniglich mehr, als ihre Nachbarn bezahlen, und ihre List bestehet darinne, daß sie vorgeben, ihre Waare sey die beste.

Man muß durchaus Mittel anwenden, um die Menschen zu zwingen, daß sie keine Spitzbuben werden, indem sie zur Spitzbüberey einen so starken Hang bezeugen. Nur den Modehändlern sollte es erlaubt seyn, sich ihr kostbares Flitterwerk theuer bezahlen zu lassen. Es ist kein großer Schade, daß Leute, so in diese elende Dinge vernarrt sind, den Tribut von ihrem Geschmacke der Eitelkeit bezahlen müssen.

Die Kaufmannswaaren führen uns natürlicher Weise zu den Manufacturen, und ich darf allhier wohl sagen, daß solche in Frankreich allzuviel übersetzt seyn. Die Felder bleiben unangebaut liegen, weil ein jeder in den

Stä-

Städten leben, und in der Fabrik von Zeugen von allerley Gattung, davon öfters die Hälfte nichts tauget, arbeiten will. Man vernachläßiget die Leinwand, um Cattun zu machen, und was erfolgt hieraus? Die größten Herren haben die allerschlechteste Leinwand auf ihrer Tafel, so daß auch so gar die Bürger in Deutschland gewißlich nicht einmal dergleichen zu ihrem Gebrauche führen möchten. Unterdessen wäre es leicht, daß man eben so schöne Leinwand, als in Schleßien, wirken könnte.

Ich komme wieder auf die Waaren zurücke, und füge noch hinzu, daß es nicht allein genug sey, sie zu würdigen und anzuschlagen, sondern man muß auch untersuchen, ob dieselben von guter Beschaffenheit seyn. Jedermann weis, zum Exempel, daß die Weine, so in Paris verkauft werden, angemacht sind, und daß sie meistens verborgene Krankheiten zuwege bringen, worüber man sich beklagt; und jedermann leidet es. Hier sollte nun die Obrigkeit erfahrne Männer setzen, um Untersuchungen anzustellen, und die Weine durch leichte und durchgehends bekannte Mittel probiren zu lassen. Hier sollte sie einen jeden Kaufmann, der überführt werden könnte, daß er den Wein, den er auf dem Lager hält, verfälscht hätte, ohne alle Gnade auf die Galeere verurtheilen. Der gemeine Mann muß immerzu der Schelmerey einiger Privatpersonen ausgesetzt seyn, und diejenigen, so die Gewalt haben, halten sich

bey lauter Geringheiten auf, und das Wesentliche lassen sie dabey außer Acht. Das Volk wird niemals glücklich werden, solange nicht die Vorgesetzten dergleichen Uebeln Einhalt thun werden.

Was für eine Obsicht erfordert nicht unter andern die Apotheke, sowohl um die Geldbegierde der Apotheker zu mäßigen, welche überaus theuer verkaufen, als auch sie zu verhindern, daß sie keine verdächtige und verlegene Waaren und Arzneyen verkaufen? Wenn uns die göttliche Vorsehung nicht bey den meisten Umständen anstatt der Polizeyordnung dienete, so würde es unfehlbar mit uns geschehen seyn. Wie viele Apotheken werden nicht der Sorge und der Verwaltung eines Weibes, eines Kindes, und einer Menge Unwissender überlassen? Man verschlucket öfters mit aller Zufriedenheit, was man etwa mit Zittern kaufen sollte. Wie viele Kranken würden uns, wenn sie wieder hervorkommen sollten, sagen können, daß sie aus Ungeschicklichkeit oder aus Dummheit der Apotheker in die andere Welt geschickt worden seyn? Man kann also über diese so leidige, als häufige Uebel nicht genugsam die Augen eröffnen. Keine Stadt sollte zu finden seyn, wo nicht Kenner wären, denen man den Befehl auftrüge, die Apothekersbuden alle Monate zu untersuchen; hievon sollten sie den Richtern des Orts ihre Berichte abstatten, und diese würden sodann die behörigen Mittel vorkehren.

Hier wäre die Gelegenheit, von der Betrügerey der meisten Gastgebe zu sprechen, welche ohne anderes Gesetz, als ihr Eigensinn und Gewinnsucht, die armen Reisenden übernehmen, und sie nach ihrem Gutdünken bezahlen machen, was ihnen beliebet. Maynz kann hierinne den größten Städten Europens zum Beyspiele dienen; der Himmel verleihe, daß man ihm nachahme. Die dortige so weise, als erfahrne Obrigkeit taxiret jährlich die Weine, die Speisen, und das Holz; und dieser Tax stehet über der Thüre einer jeden Wirthsstube angeschrieben. Man treibt gar die Vorsicht so weit, daß man sich in noch genauere Umstände einläßt, und aufzeichnet, was man bezahlen soll, wenn man am Wirthstische, oder besonders speisen will. Ich wünschte nur, daß man alle sechs Monate in allen Wirthshäusern umhergienge, nicht um die Weine darinne aufzuzeichnen, und um die Wirthe darinne toll und rasend zu machen, sondern um von ihrem Betragen eine richtige Kenntniß einzuziehen, daß sie zur Reinlichkeit angehalten, und wenn sie der Ordnung entgegen handelten, empfindlich gestrafet würden. Es mangelt nicht an Mitteln, die Betrügereyen zu kennen, wenn man ein wachendes Auge haben will. Es ist wahr, daß es ebenfalls gut wäre, wenn man die Wirthe nicht durch mancherley Auflagen allzusehr unterdrückte: der gemeine Mann muß die Strafe büßen, und dieser verdienet doch die meiste Achtung.

Die Obsicht über die Weinschenken wird allzu sehr vernachläßiget. Man überläßt dieselben gewissen Privatpersonen, die sie regieren nach ihrem Wohlgefallen. Eine jede Obrigkeit soll bedacht seyn, in jeder Stadt gute und wohleingerichtete Gasthöfe zu halten, und die Reisenden nicht mitten auf der Gaße liegen zu lassen, gleichwie man dieses in Petersburg, in Moscau, siehet, allwo es viele Befragungen und Durchforschungen von allerley Gattungen erfordert, bis man erfahren könne, wo man die Herberge nehmen kann.

Alleine ohne so weit zu gehen, so hat nach Aussage der Reisenden, Wienn in Oesterreich nichts, als sehr elende Weinschenken, in welchen man theuer bezahlt, und übel dafür bewirthet wird. Man muß hoffen, daß die Kaiserinn Königinn, diese unvergleichliche Fürstinn, deren Auge über alle Bedürfnisse ihrer Unterthanen offen stehet, sich etwa diese Friedenszeit zu Nutze machen wird, um gute Wirthshäuser aufbauen zu lassen; dieß ist die einzige Sache, so dieser Residenz noch mangelt, wo auch die Fremden weit länger sich aufhalten würden, wenn sie besser bedienet wären.

Bey dieser Gelegenheit kann ich mir nicht abbrechen zu sagen, wie sehr die Stadt Sommer und Winter in Vergleichung der Stadt Paris behellet ist, wo eine wahrhaftig lächerliche Knauserey verhindert, die Laternen anzu-

zün-

zünden, wenn der Mond erscheinen soll, und sie in eine allzu große Entfernung von einander setzet. Es wäre weit klüger, wenn man sie auf jeder Seite hinsetzte; man würde deutlich sehen, anstatt daß man nichts, als einen Schein, gewahr wird, welcher die Vorbeygehenden nur blendet: allein dieses ist noch weit ärger, wenn sich der Himmel in den Nächten, da man sich gänzlich dem Monde anvertraut, mit Wolken überziehet: alsdann ist Paris ein Schrecken, und man muß in der größten Dunkelheit wandern.

Die Nachtwache verhindert nicht, daß man nicht könne den Hals brechen; es ist genug, daß sie Achtung gebe, daß man einander nicht den Hals abschneide, obschon ihre Patrolle nimmermehr im Stande ist, alle Unordnungen zu verhüten, solange man die Gardesoldaten Bürgerskleider tragen, und sich als Lakeyen in die Häuser gebrauchen lassen wird. Man sollte eine Verordnung machen, die jeden Gardesoldaten, der sich unterstünde, als Lakey zu dienen, und seine Montur abzulegen, ohne Gnade zum Tode verdammte. Diese kluge Vorsicht würde der Geldsucht gewisser Officiere Einhalt thun, die sich begnügen, ihre Soldaten nur bloß an einem Tage der Musterung vermittelst einer kleinen Verehrung, so sie davon einziehen, zu sehen. Man schlage den Zapfenstreich, so lange man immer will; wenn der Soldat ein anders Kleid anlegen

darf, als das seinige, so läuft er ungestraft in allen lüderlichen Oertern und in allen Schenken herum: und siehe, daher entstehen die großen Unordnungen, so in Paris getrieben werden; Unordnungen, welche immerfort dauren werden, solange bis etwa das Parlament selbsten diesen Uebeln durch einen kräftigen Befehl, der seine Vollziehung haben muß, abhelfen wird.

Dieß ist noch das einzige, so der Polizeyordnung zu Paris abgehet, welche, da sie durch die allerweiseste Obrigkeit verwaltet wird, die Bewunderung der Großen und Kleinen erwecket, und diese ungemein große Hauptstadt zum Aufenthalte der ruhigsten Zufriedenheit machet.

Neun und zwanzigstes

Kapitel.

Vom Fuhrwesen und von den Posten.

Die Miethkutschen, sowohl als die öffentliche Fuhren machen alle die erschrecken, welche das Herz haben, dieselben zu untersuchen. Alle diejenigen, denen es Standes oder eigenen Nutzens halben obliegt, einige zu verschaffen, sollten den Pachtern, die über solche gesetzt sind,

davon Nachricht ertheilen, und die Pachter sollten sodann ernstlich bestraft werden, wenn die Kutschen nicht unterhalten würden, wie sichs gebühret. Man zahlet sehr theuer, und viel zu theuer, und man ist genöthiget, die ganze Zeit hindurch, solange man in der Kutsche sitzet, zu leiden und auszustehen, sowohl wegen der Langsamkeit der Pferde, die sich fast nicht bewegen können, als auch wegen dem seltsamen Bauen, oder wegen dem Alter solcher Fuhren, da der Wind aller Orten hineindringet.

Nebst allen diesen Beschwerlichkeiten macht auch die Gewinnsucht, daß die Postofficiere ihre öffentliche Postwägen, die man sonst insgemein Landkutschen zu nennen pflegt, dergestalt mit allerley Gut beschweren, daß man sich dieser Gelegenheit nicht anders bedienen kann, als wenn man um 3 Uhr Morgens wegfährt, und um 9 Uhr Abends ankömmt. Die Postwägen in Deutschland sind noch weit unerträglicher, denn dieselben fahren Tag und Nacht ohne stille zu halten. Gleichwie die Post solche besorgen muß, so halten sie sich auch nicht auf, als nur um Pferde zu wechseln. Wehe denen, die sich auf diesen Fuhrwägen befinden, die man zwar sehr bequem machen könnte, und worinne es nicht möglich ist, Arme und Beine zu bewegen: allein die Deutschen sind keine Liebhaber von der Mode; und folglich werden auch ihre Geschwindkutschen in tausend Jahren weder breiter noch besser eingerichtet werden.

Was die Posten anbetrifft, so kann man sagen, daß sie in Frankreich so nahe aneinander sind, daß man niemals mehr als vier Pferde vor eine Berline anspannen, oder zum wenigsten doch für die Leute, so vornen auf dem Bocke sitzen, keine Bezahlung fordern sollte. Welcher Unterschied zwischen dieser Einrichtung und jener in Deutschland! Die Posten sind dorten noch einmal so weit entlegen, die Wege fast durchaus schlimm, und man bezahlt niemals mehr als vier Pferde, obschon vier Personen im Wagen, und zwo vornen darauf sitzen. Die Postmeister muß man nicht hören, denn sie ermangeln niemals sich zu beklagen.

Es wäre wahrhaftig zu wünschen, (gleichwie denn auch ein verdienstvoller Mann, der durch seinen Eifer für das gemeine Beste bekannt ist, und welchem Paris die Einrichtung der kleinen Post zu danken hat, solches wirklich in Vorschlag bringen wird,) daß man Postwägen zu zwey und vier für alle große Städte des Königreichs hätte; Postwägen, worinn man eben so bequem, als in einer ordentlichen Kutsche, säße; und wo man nur ganz billig bezahlte. Man kann zum Besten der Reisenden nicht genug beytragen.

Dreyßigstes Kapitel.

Von den Landstraßen.

Dieser Artikel wurde jederzeit von allen denkenden Geschöpfen, welche den Werth der Handlung kennen, und welche den allgemeinen Nutzen suchen, als wichtig angesehen. Man weis, wie stark der Eifer der Römer hierinnfalls gewesen ist: die Straße Appia, und die Straße Flaminia, welche noch heute zu Tage stehen, überzeugen die ganze Welt von dieser Wahrheit. Der Herr Rollin hat uns eine umständliche Erzählung hievon zurückgelassen, man kann dieselbe nicht gleichgiltig lesen.

Alleine es ist überflüßig, daß man Beweisgründe hervorsuche. Es ist niemand, der nicht die Nutzbarkeit der Wege fühle, und der nicht darüber seufze, wenn man Länder bewohnen muß, darinne Straßen anzutreffen sind, die man wegen Nachläßigkeit, oder aus Mangel der erforderlichen Mittel nicht wandern kann. Die Gallier hatten Wege, die auf Unkosten der gemeinen Schatzkammer unterhalten wurden, alleine diese Straßen, welche zu schmal und wenig dichte waren, hinderten öfters die Reisenden, und waren immerzu der Ausbesserun-

rungen benöthigt; so daß Frankreich niemals durchschnitten und nach der Schnur gemessen war, wie es heute zu Tage ist. Unsere Herren Ministers haben seit einigen Jahren Wege zu machen verordnet, deren Arbeit gewißlich die Bewunderung erwecket, und welche den Fremden von allen Orten herziehen; allein dieß ist nicht genug. Solange als man nicht auch alle Querstraßen machet, so wird die Handlung darnieder liegen. Es scheint, man habe bisher mehr auf die Praleren als die Nutzbarkeit gesehen.

Unter andern ist es eine bejammerungswürdige Sache, wenn man die Provinz Berry, jenes Land betrachten muß, welches, ob es gleich der Mittelpunkt des Königreiches, und der ehemalige Aufenthalt der Könige, eben so vernachläßiget als Westphalen zu seyn scheinet. Die Wege darinne sind abscheulich, die Dörfer wüst und öde, die Weinschenken schlecht und elend. Man hat vermeynt, man müßte aus Mitleiden gegen die Bauern ihnen die Frohndienste ersparen, und dieses Mitleiden kömmt die Inwohner theuer zu stehen. Fürwahr man sollte dieses Volk einige Jahre lang stärker anlegen, und ihnen Wege verschaffen, dieses wäre weit besser, als daß sie immerzu genöthiget sind, ihre Getreide mit größter Lebensgefahr, und mit dem Verlurste ihrer Lastthiere in die Scheuren zu bringen.

Ich will eben nicht hier die Frohndienste rechtfertigen, denn sie sind eine Verwüstung der Felder; auch sollte man dieselben gar abschaffen, und in Friedenszeiten die Soldaten, besonders die Landmiliz zu Ausbesserung der Straßen anhalten. Es wäre ein leichtes gewesen, der Provinz Berry diese Hülfe angedeihen zu lassen; alleine zur Fülle des Unglücks befindet sich doch dieses Land, welches jährlich 5 bis 6 Regimente sowohl Reiterey als Fußvolk haben sollte, zugleich dieser Hülfe beraubet.

Wie sehr wäre es doch nicht zu wünschen, daß man überall dem Plane der Rathsherren zu Bologna in Italien nachfolgen möchte! Sie haben Landstraßen machen lassen, und ganz neuerlich jene, die nach Florenz gehet, und eine jede Hand, die daran arbeitet, wird reichlich belohnet. Und warum muß denn das Volk, welches ohnedem nichts hat, das Schlachtopfer aller Auflagen seyn? Sollte man denn nicht vielmehr von den großen Herren und von den Reichen, die zu den Bedürfnissen des Staats erforderliche Summen nehmen?

Oesterreich sowohl als Mähren, haben sehr schöne Wege, ob sie schon nicht gar zu breit sind, und diese Wege sind ohne Frohnarbeit gemacht worden. Es ist kein Durchreisender, der nicht von einer Weite zur andern einen gewissen Wegzoll bezahlen muß, und dieses

Geld

Geld wird zu unterhaltung der Straßen verwendet. Mir dåucht, als ob man sich ebendieses Mittels bedienen kônnte, um eine Summe zusammen zu bringen, deren Bestimmung die Ausbesserung aller Wege des Kônigreichs zur Absicht håtte; allein man můßte alsdann denen, so diese Gelder verwalteten, genau auf die Finger schauen; sonst würde nach der schônen Gewohnheit der Steuersammler, das Geld verschwinden, und man würde weder erhabene Wege, noch Fahrdåmme finden.

Kônnte man wohl glauben, daß man in Aufführung der meisten Straßen, oft weniger das allgemeine Beste, als jenes der Privatpersonen zu Rathe gezogen hat? Die Aufseher haben mehr als einmal die Gelder, so man ihnen, um Brücken und aufgeworfene Dåmme machen zu lassen, gegeben hatte, zu Oeffnung der Ausgånge, die nach ihren Lusthåusern hingerichtet wurden, verwendet. Sollte man glauben, daß man die unglůckseligen Bauren vermittelst eines Tributs, den man ihnen auflegt, mit Frohndiensten verschonet, und daß dieses Geld im Nebel zerstreuet wird? Ja, man wird es glauben; denn es ist heute zu Tage niemand, der nicht wisse, daß dieses gegenwårtige Jahrhundert in Rånken und Betrůgereyen weit fruchtbarer ist, als alle andere, und daß ein jeder Zollpachter mit beyden Hånden stiehlt und mauset, wo er nur immer kann.

Bey Errichtung der Straßen ist noch ein anderer Misbrauch vorhanden, nämlich, daß man dieselben eher vor die Schlösser großer Herren, als in Städte, wo sie doch den Ueberfluß verschaffen würden, und welche in Ermanglung dieser Hülfe, elendiglicher Weise schmachten müssen, zu richten pfleget. Man wird sagen, (denn man redet ohnehin gerne) daß man öfters zwo oder drey Meilen ersparet, wenn man einen andern Weg nimmt, der jenem, so in eine große Stadt führet, entgegen gesetzt ist; allein dieß ist ein Irrthum. Ist es nicht besser, einen Weg um einige Meilen zu verlängern, als ihn von einer Hauptstadt, welche gleichsam dadurch wieder lebendig gemacht werden könnte, abzuwenden? Die Straße nach Toulouse sollte um dieser Ursache willen über Bourges, dieser beklagungswürdigen Stadt, davon man sagen kann, daß eben so viele Kirchen als Häuser, und beynahe eben so viel Häuser als Personen darinnen seyn, geführt worden seyn.

Wenn man alles Geld, so der letztere unglückselige Krieg gekostet hat, und wobey jedermann verlohr, dazu angewendet hätte, so würde man haben in ganz Frankreich und in ganz Deutschland die prächtigsten Landstraßen errichten können; und wie viel würde nicht die Menschheit dabey gewonnen haben? Man würde nicht in Gefahr seyn, sich alle Augenblicke in tiefe Abgründe hinunter zu stürzen,

und man würde wenigstens eine feste Brücke finden, um von Paris nach Versailles zu fahren. Man muß gewißlich nicht ohne sonderbare Verwunderung sehen, daß die meisten Städte prächtige Brücken haben, und daß diejenige, welche so gar unter den Augen des Hofes erbauet ist, schon seit mehr als dreyßig Jahren den Einsturz drohet.

Man muß auch gestehen, daß viele Privatpersonen, welche von den schlimmen Straßen einen beträchtlichen Schaden leiden, gestraft werden, wie sie es verdienen. Fast alle Edelleute, welche auf ihren Landgütern leben, lassen die Reisenden von ihrem Schloßthore eher versinken, als daß sie nur an die mindeste Ausbesserung gedenken sollten. Es brauchte öfters mehr nicht, als zween oder drey Tage Arbeit, und einige Steine, oder einige Stücke Holz; und diese so leichte Mittel werden außer acht gesetzet. Eine solche Nachläßigkeit erfordert von Seiten der Regierung eine strenge Wachsamkeit, um einen jeden Eigenthümer, der auf dem Lande wohnt, zu verpflichten, daß er gewisse Gräben und Löcher ausfülle, wo Menschen und Vieh zu Grunde gehen können, und da die Wägen versinken müssen. Diese Verbindlichkeit würde nicht so beschwerlich seyn, als man sichs etwa einbilden möchte, indem es nur in den fruchtbaren Orten und Gegenden schlimme Wege giebt, und hier nur die Frage von gewissen gefährlichen Löchern ist.

Ein und Dreyßigstes Kapitel.

Von den Gold- und Silberbergwerken.

Die Erde umschließet in ihrem Eingeweide Schätze, die wir vernachläßigen; man findet wenige Länder, da nicht Goldadern vorhanden wären, wenn man nachgraben wollte: allein wir halten dafür, daß die Reichthümer, die von weitem herkommen, besser seyn, als diejenigen, auf denen wir mit Füßen gehen. Jedermann weis, daß man nicht von den höchsten Bergen, sondern von denen, so nur eine halbe Erhöhung haben, das Gold und Silber herausziehen kann. Es sollten sich daher immerzu Leute finden, die sich auf diese Wissenschaft legten, und welche die Regierung in dieser Absicht reisen ließe; sie sollten nur das Erdreich erforschen, so würde es öfters geschehen, daß man Berge, die man als ein Unglück des Landes ansiehet, eröffnen, und die köstlichsten Schätze herausziehen könnte. Allein man fürchtet sich, Vorschuß zu machen, ob es gleich ganz unstreitig ist, daß man nichts bekömmt, wenn man nichts wagt.

Die

Die Erzgruben sind weit nützlicher, als jener Stein der Weltweisen, davon jedermann spricht, den jeder sich wünschet, den aber noch keiner gefunden hat, und ihn auch nimmermehr finden wird. Es würde nicht weniger lächerlich scheinen, wenn man einen geringen Stein in Marmor, oder einen Krystall in Diamante, als wenn man Kupfer in Gold verwandeln will; aber die Menschen nähren sich gerne mit allerley erdichteten Grillen, und die Geldsucht verblendet sie dergestalt, daß sie sich die allerwidersprechendesten und tollesten Dinge als wesentlich vorstellen. Unterdessen sollte man doch seit der Zeit, als man sich vergebens bemühete, das Goldmachen und das Goldpulver zu erfinden, abgeschreckt worden seyn, um so viel mehr, da man jederzeit bemerket hat, daß alle die, so sich auf die Kunst, Gold zu machen, legten, niemals Geld hatten.

Was die Bergwerke anbetrifft, so dürfte man nur, da diese Arbeit viele starke Arme erfordert, diejenigen dahin schicken, so Missethaten begangen haben, es würde alsdann nicht an Arbeitern fehlen; man könnte dieselben auf die Art der Galeerensklaven halten, und ihre tägliche Unterhaltung würde keine gar große Summen kosten. Lasset uns alle unsere Hülfsquellen erkennen, lasset uns solche gebrauchen, so werden die Länder blühend werden.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Vom Ackerbaue.

Wenn wir nunmehr von dem Eingeweide der Erde zu ihrer bloßen Oberfläche schreiten, wie viele neue Schätze stellen sich nicht unserm Auge in einer glänzenden Aussicht vor! Der Ackerbau, der von den Patriarchen so hoch geehret wurde, und der ehemals sogar die Beschäfftigung und die Ergötzlichkeit der Könige war; der Ackerbau, welcher der erste Stand unserer Väter war, und welcher sogar bis auf die Zeiten der Römer in aller gebührenden Hochachtung unaufhörlich fortgesetzt wurde, ist leider unter uns in Verfall gerathen; er erfordert eine Erneuerung und einen frischen Wachsthum. Ein jedes Reich, darinne die Felder wohl angebauet werden, ist allezeit reich; und wenn China über alle andere Länder den Vorzug hat, so ist es nur einzig und allein darum, daß die Ebenen überall schnurgleich sind, und durchaus gleichfalls begossen werden, so daß das Erdreich im Ueberflusse trägt.

Welche prächtige Auftritte stellen nicht die Felder zu P k n, Oansie, Kensi, Kantor, Nanken, Hok.en, rc. unserm Gedächtnisse vor! Hügel,

Hügel, welche nach gewissen Absätzen vom Fuße bis auf den höchsten Gipfel durchschnitten sind, Berge, welche gepflüget oder mit Waldungen bewachsen sind, Wiesen ohne Hecken und ohne Gräben, aus Furcht den mindesten Grundschollen zu verlieren, Felder mit Getreide und Gemüse von allerley Gattung, und mit einer Menge von Kräutern und köstlichen Baumfrüchten angefüllet, sind Zeugnisse von einer Art Leute, die fleißig, die arbeitsam sind, und welche den Werth des Feldbaues kennen. Allein ohne unser Auge in so entfernte Gegenden zu schicken, so stellet uns Savoyen, jenes bergigte Ländlein, und welches fast immerzu mit einem dichten Schnee überdecket ist, die Aussicht eines Erdreichs vor, welches durchaus auf das nützbarste angepflanzet ist, ja es scheinet uns zugleich die geringe Sorgfalt, die wir für unsere Felder tragen, vorzuwerfen. Wir sollten zwar von dieser Materie gar nichts sprechen, denn der Ackerbau ist seit einigen Jahren unter uns dergestalt zur Mode geworden, daß kein junger Hofstutzer und kein aufgedocktes Frauenzimmer zu finden seyn, so nicht davon spreche, und welche nicht auf ihrem Putztischlein, oder ouf ihrem Kamin einige Bücher liegen hätte, so davon schreiben.

Allein es ist nicht genug, daß man sich nur durch ein Nachsinnen mit dieser Materie beschäfftige, es ist nicht genug, daß man ganze Gesellschaften von Landbauverständigen habe, welche

welche ernsthaft um einen Teppich herum versammelt ihre Zeit mit Schulgezänke verlieren. Getreide und Früchte wachsen nicht in den Ringmauren der Städte, und niemals wird man etwas ausrichten, solange man nicht den Boden, den man bauen will, und die Arbeit der Ackersleute untersuchen, und die Bauern befragen wird; denn man muß nicht glauben, daß man eben einer ganz außerordentlichen Art folgen müsse. Wir sehen so gar, daß alle diese besondere Leute, welche heute zu Tage ihre Feldgüter philosophisch anbauen wollen, dabey ins Verderben gerathen. Mit wenigern Umständen man die Sachen behandelt, desto besser gelingen sie.

Es geschiehet also weder durch ein witziges Künsteln, noch durch ein starkes Nachsinnen, daß man zu einem gesegneten Feldbaue gelangen kann. Befleißiget euch, die unterschiedene Felder zu erkennen, und sie mit keinem andern Getreide anzusäen, als mit solchen, die ihnen gleichförmig sind; lasset kein Plätzlein ungebauet liegen; grabet, stechet um, pflüget, verschaffet, wo möglich ist, Abflüsse der Gewässer, welche euere Wiesen und Gärten befeuchten; habet acht auf die Jahrszeiten, um zu säen und einzuärnten, pflanzet Bäume von allerley Gattung überall hin, wo ihr nur könnet, nämlich wo der Boden tauglich ist, dieselben zu nähren; mit einem Worte, lasset düngen, lasset wechselsweise eure Felder ruhen: und sehet dieß

ist

ist das ganze Geheimniß und die ganze Ordnung des Ackesbaues; alleine diese Kunst würde nichts taugen, wenn man sie nicht nach der Mode einrichtete. So groß ist die Tollheit unserer Zeiten. Alles, sogar auch die Religion selbsten, muß einen Schein der Neuerung an sich nehmen.

Die wesentlichen Fehler wider den Ackerbau bestehen darinne, daß man unermeßlich große Feldgüter ungebaut liegen läßt. So viele Heiden, so viele Moräste, die man in Frankreich, in Deutschland, und in Italien ganz außer Acht läßt, sind Gegenstände, die man sich besser zu Nutze machen sollte. Es dienet zu nichts, daß man Feldbausakademien und Gesellschaften aufrichtet, wenn man nicht anfängt zu bauen und auszutrocknen. Man läuft bis nach Indien hin, um sein Glück zu versuchen, und vor seinen Augen siehet man das Erdreich ungepflüget liegen, welches ein neues Peru werden könnte. Das beste Buch, so hierüber eine Unterweisung geben sollte, ist die Provinz Holland selbsten. Dort siehet man klärlich, was eine arbeitsame Hand vermöge, und alles, was wir billig nachmachen sollten.

Die Kunst umzubrechen, zu spalten, zu düngen, zu pflügen, zu säen, zu pflanzen, zu pfropfen, zu belzen, zu schneiden, zu begießen, auszutrocknen, überhaupt alle jene Handlungen, welche in den Werken des Virgils vom Landbau

baue so eigentlich beschrieben sind, und welche alle unsere neue Bücher, ungeacht aller Schönheit ihrer Schreibart, nur bloß wiederholen oder gar unkenntlich machen, erfordern die genauesten Abtheilungen, welche mehr Aufmerksamkeit als Erfindung fordern.

Ein wohl verwaltetes Landhaus bringt nach Anmerkung des Cicero seine Früchte in allem Ueberflusse hervor. Abundat fructu, abundat lacte, abundat hædo, abundat porco.

Ich habe ganze Familien gekannt, welche vermittelst der Feldwirthschaft, sich bey einem ganz geringen Landgütlein ernährten. Man will, daß eine einzige wohl gefütterte Kuhe jährlich 60 bis 80 Livres eintragen. Diese Betrachtung machet uns billig seufzen, wenn wir einen Blick auf Italien werfen, allwo man die Nutzbarkeit der Kühe zum Pfluge anwendet, vor welchen man sie anspannet, und sie gleich den Ochsen ziehen läßt: man kann sie nicht mehr melken, und folgsam mangelt man der Milch mitten unter den Quellen, woraus man den Ueberfluß schöpfen könnte.

Die Gewohnheit sowohl, als das Vorurtheil sind zween herrschsüchtige Tyrannen. Wie viel muß nicht Spanien dabey leiden, da es einer Wüste, die mit Dornen und Disteln bewachsen ist, vollkommen gleichet? Es ist zu hoffen, daß der König, dessen Klugheit und

Wach-

Wachsamkeit jedermann billig preisen muß, dieses schöne Königreich andern Ländern ähnlich machen, und daß er die Inwohner, die eben so todt, als jene die unter der Erde liegen, zu seyn scheinen, darinne wiederum zum Leben erwecken wird.

Ich wünschte, daß jedermann, der auf seinem Landgute lebet, sich befleißen möchte, kein einziges Plätzlein ungebaut liegen zu lassen, daß die Hülsengewächse von allerley Gattung der vornehmste Zierrath seiner Gärten wären, und daß unterschiedene Heerden auf seinen grünen Hügeln, oder in seinen Thälern weyden möchten. Man kann nicht glauben, wie viel das Hornvieh und die Schafe jährlich eintragen, wenn man ihnen die Mittel verschafft, feißt zu werden, und ihre Art fortzupflanzen. Die Schweine sind ein anderer beträchtlicher Vortheil, den man nicht verabsäumen darf, diese Thiere nähret man mit weniger Unkosten, als man sich einbildet, wenn man, gleichwie in Tourraine und Anjou, zu solchem Ende die Kürbisse zu säen weis; allein man muß die Felder damit anfüllen, und sie einärnten lassen so, wie man ihrer nöthig hat: diese Nahrung ist weit besser, als die Erdäpfel immer seyn können.

Was die Pferde anbelangt, so haben dieselben schon viele Familien bereichert, und bereichern solche noch täglich. Es sind wenige

Länder, da man dergleichen nicht aufziehen könnte, und dieß ist ein sicherer Gewinn; überhaupt alles, und sogar die Seidenwürme und Bienen, werden zu einem vortrefflichen Erbtheile, wenn man dieselben mit Nutzen zu gebrauchen weis. Alleine die meisten Dinge leiden Schaden und gehen zu Grunde, weil man sich keine Mühe giebt, Sorge dafür zu tragen. Unter andern hat man in den meisten Oertern sehr schlechte Butter, weil man die Mittel, sie recht zu machen, nicht anwendet; schlechten Wein, schlechtes Oel, weil man einem übeln Gebrauche folget. Bey solchen Dingen müssen Aenderungen vorgehen, und die Gewohnheit der Bauern muß man fahren lassen: alleine alle diese Veränderungen bestehen nur in der Art und nicht in den Erneuerungen, welche die alte Weise zu pflanzen, zu pflügen und zu säen, aufheben; denn alle diese Versuche, die man hat machen wollen, sind einfache Proben, welche unmöglich für allgemein aufgenommen werden könnten.

Man beklagt sich nicht selten, und besonders seit einigen Jahren, daß man zu viele Getreide habe; alleine solchenfalls muß man einen Theil zu Ausmästung der Schweine und des Geflügels anwenden. Ich wüßte nicht, warum nur in Frankreich das Ländlein de Caux zur Auferziehung der gemästeten jungen Hüner tauglich seyn sollte. Die Provinz du Maine ist dieser Weise nachgefolget, und sie befindet

sich

sich ganz wohl dabey; und alle Länder können, wenn sie nur wollen, ebendiesen Vortheil genießen.

Ich kann dieses Kapitel nicht beschließen, ohne noch am Ende desselben zu erinnern, und zum gemeinen Besten zu melden, daß, wenn man beyzeiten die jungen Kühe und die Stiere gewöhnen will, daß sie alle Woche, und auch noch wohl öfter, eine Hand voll Salz verschlucken, man sie dadurch vor jener ansteckenden Seuche und Krankheit, die schon solange die Felder verwüsten, bewahren könne. Alleine man wird dieses, wie alle andere Sachen lesen, ohne es ins Werke zu setzen, und siehe, daher kömmt es auch, daß die Bücher gemeiniglich im mindesten keinen Nutzen schaffen. Das Salz mästet das Vieh, und bewahret es vor aller ansteckenden Seuche.

Drey und dreyßigstes

Kapitel.

Von der Fortpflanzung des Geschlechts.

Alle Verordnungen, die man zu diesem Ende machen könnte, werden zu nichts dienen, solange man nicht die Quelle der Ueppigkeit verstopfet:

stopfet: alleine wie soll dieses geschehen, wenn man allenthalben schandbare Bücher ausgehen läßt, woraus man lüderlich zu werden nach allen Regeln lernen kann, wenn man über das, was einem ganze Thränenbäche expressen sollte, nur lachet, und wenn man die Unzucht nur als eine feine Mode, welche einen Wohlstand und einen guten Verstand anzeiget, betrachtet.

Die jungen Leute sind heute zu Tage beynahe schon alle im zwanzigsten Jahre ihres Alters entkräftet. Sie tragen den Muthwillen aus dem Gymnasium in eine Welt, in die sie leider nur zu frühezeitig eintreten, und zwey oder drey Jahre eines weltlichen Lebens bringen sie so weit, daß sie im mindesten keine Beschwerlichkeit mehr verdäuen noch aushalten können. Unsere Vorfahren wohnten vier Mahlzeiten bey, sie spielten Mail, und giengen ins Ballhaus; und itzt siehet man immerzu aus, als wenn man ohnmächtig werden wollte. Daher entstehet jene leidige Entblößung von Volke, darüber sich ein jeder beklagt; daher entstehen jene Erzeugungen von Halbmenschen, welche die Menschlichkeit mit Kummer belegen.

Man füge zu diesem Unheile noch hinzu, daß der Pracht die andere Quelle des Unglücks sey, so wir beweinen. Ein Ehemann, um seinen Uebermuth an Tag zu legen, begnüget sich, daß er nur ein einziges Kind verlanget,

und

und verletzet dadurch die Gesetze des Ehestandes. Kein Volk ist, so sie stärker vermehret als die Juden, so wohl weil sie sehr frühe heirathen, als auch weil sie nur an den ihnen von dem Gesetze vorgeschriebenen Tagen ihren Weibern beywohnen. Wir können also sagen, daß wenn man als ein wahrer Christ lebte, und wenn man sich den Enthaltungen, welche die Kirche den Weibern und Männern anräth, gleichförmig verhielte, so würde die Bevölkerung viel größer seyn. Und auf diese Weise trägt auch das Christenthum, es mögen unsere Witzlinge darwider einwenden, was sie nur immer wollen, zur Wohlfahrt der Länder bey, so daß man weder die Absichten, noch die Haushaltung davon kennet, wenn man sich erkühnet, es anzuklagen, als ob es zu Entblößung der Länder beytrüge.

Wenn in einem Staate zu viele Mönche sind, so kann die Regierung deren Anzahl bestimmen; denn dieß wäre gewißlich die allergräulichste Bedrängung, wenn man alle Leute zum Heirathen zwingen wollte. Es ist nicht genug ein Mägdgen oder ein Jüngling zu seyn, um die zum Heirathen erforderliche Eigenschaften zu besitzen. So viele Eheleute, die sich nicht miteinander vertragen können, siehet man nur darum so häufig, weil man sich in den Ehestand begiebt, ohne dazu berufen zu werden. Wenn man zu allem Unglücke mit niemand auskommen kann, und wenn man sich untüchtig füh-

 let

let den Kindern ein gutes Exempel zu geben, so ist es viel besser, daß man ans Heirathen gar nicht gedenke, so stark als man auch immer bey Kräften zu seyn scheine. Ich sehe noch lieber von Inwohnern entblößte Länder, als wenn ich sehen müßte, daß sie mit ruchlosen Menschen besetzet wären; alleine was das Lachen oder das Mitleiden erwecken sollte, ist, daß unsere meisten Klüglinge, welche sich heute zu Tage wider den Priester- und Mönchenorden, als der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes zuwider, auflehnen, nicht verheirathet sind. Wie viele Personen sind nicht in der Welt, welche ehelos leben.

Es dörfen nur die Obrigkeiten, so viel möglich, dem Muthwillen und dem unordentlichen Leben steuren; es möchte nur der Staat den zahlreichen Familien Gnadengelder bewilligen; man beschränke den Schwarm der Lakeyen, jener Menschen, die man der Pflugscharre entreißet, und welche haufenweise nach Paris kommen, um die Anzahl der Müßiggänger zu vergrößern; man verbanne die übermäßige Schwelgerey und Ueppigkeiten; man enthalte sich der guten Leckerbisgen und starken Getränke, und bediene sich dagegen des Wassers, so wird man bald inne werden, daß man in einem Königreiche Mönche haben, und dennoch der Vortheile einer guten Bevölkerung genießen könne. Man muß bekennen, daß diese gute Mönche, unter welchen ich gestehe, daß ziemlich

lich große Verbesserungen zu machen, fast so zu sagen dazu bestimmet sind, daß sie unsern Splitterrichtern zum Gespötte dienen sollen; denn zu gleicher Zeit, daß sie dieselben beschuldigen, als ob sie auf den Straßen die schönsten Frauenzimmer unter den Armen führten, werfen sie ihnen auch zugleich die Entvölkerung der Länder vor.

Vier und dreyßigstes

Kapitel.

Von der Handlung.

Welches weitläuftige Feld würde uns nicht die Handelschaft, jenes Band und diese höchst benöthigte Quelle der Staaten, allhier eröffnen, wenn wir deren Einrichtung entwickeln, deren Vortheile abschildern, und die Mittel solche zu erweitern und vollkommener zu machen, untersuchen wollten! Die Tyrier, welche sich am ersten wagten über See zu schiffen, sahen damals noch nicht die große Nutzbarkeit der Schiffahrt ein. Unterdessen ist sie ebendieselbe, die heute zu Tage die vier Theile der Welt miteinander vereiniget, und welche nur eine einzige Familie, deren Nutzen gemeinschaftlich ist, auszumachen scheinet. Sie

 ist

ist es, die uns zu eigenthümlichen Besitzern von so vielerley Gütern, deren reiche Früchte wir täglich genießen, und zu Herren von ganzen Völkern der Wilden gemacht hat.

Auch sollen die Staaten, welche ihrer Lage nach, Handelsgesellschaften haben können, die zur See Gewerb zu treiben bestimmet sind, dieselben klüglich gebrauchen, und behutsam damit umgehen, wiewohl Frankreich, wenn es alle Unkosten, so ihm seine Handlung zur See kostet, zusammen rechnet, sehr wohl fühlen kann, daß es viel besser gethan hätte, die Waaren erst von der zweyten Hand zu kaufen. Unterdessen ist solches itzt keine Materie mehr, die man in Ueberlegung zu ziehen hat; nun kömmt es nur darauf an, daß man diese Handlung fortsetze, und sie durch eine starke und ansehnliche Seemacht befestige.

Ich untersuche nicht, ob unsere Vorfahren berechtiget gewesen seyn, freye Völker zu Sklaven zu machen, und sich ihrer Länder zu bemächtigen; doch weil dieselben nunmehr uns gehören, so muß man sich ihrer zu Nutze machen, und das Joch dieser armen Unglückseligen, so viel immer möglich ist, erleichtern.

Man muß nicht glauben, daß die Handlung, so vollkommen als sie auch ist, schon ihren höchsten Gipfel erreicht habe. Wie viele Mittel bleiben nicht noch übrig, um dieselben

zu

zu erweitern, besonders jene einheimische Handlung, welche von einem Nachbarn zum andern den Ueberfluß unterhält, und das Geld von einer Hand in die andere herumlaufen macht. Man ist nachläßig, Kanäle zu machen, und die Flüsse in einen schiffbaren Stand zu stellen, in Ländern, da diese Unternehmungen sehr leicht wären, und welche, in Ermanglung dieser Hülfe, in der schrecklichsten Armuth schmachten müssen. Der Reisende seufzet jedesmal, wenn er einen Blick auf die päpstliche Staaten wirft, auf jenes so köstliche Erdreich, und jene so günstige Luftgegend, davon man fast gar nichts ziehet, weil weder Kanäle, noch gemachte Straßen, noch Manufacturen daselbsten zu finden sind. Man sollte beynahe sagen, daß nur die mayländische und genuesische Länder zum Seidenhandel tüchtig sind, da doch ganz Wälschland sich ebendieses Gewerb zueignen könnte.

Unterdessen muß ich allhier der päpstlichen Verwaltung, was den Getreidhandel anbetrifft, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es sind Stadtvögte gesetzet, welche über diesen Handel zu wachen verbunden sind, und welche ihr Amt sowohl verrichten, daß unerachtet des größten Miswachses, das Brod niemals in Rom theurer wird. Wenn man einer so klugen Einrichtung nachlebete, so würde alles viel besser gehen; die Achtlosigkeit ist der Umsturz der meisten Privatpersonen, und der Länder.

Man hat schon lange die Frage untersuchet, und man untersuchet sie noch wirklich, ob es nützlich wäre, den französischen Adel in die Kaufmannschaft aufzunehmen. Unangesehen der großen Hochschätzung, so ich für das Werk des Herrn Abts Coyer in dieser Materie trage, darf ich doch sagen, daß man durch Einführung dieses Gebrauchs, die Einrichtung des Kardinals von Richelieu gänzlich übern Haufen werfen würde, und daß man noch vor dem Verlaufe eines halben Jahrhundertes Maaßregeln erwählen müßte, um der Macht der Adelichen einen Damm zu setzen. Ich weis, daß man sie zu sehr erniedriget hat, da man die Renteinnehmer zu hoch erhob; alleine dieses hindert nicht, daß man sie nicht in den billigen und rechtmäßigen Schranken der Ordnung, aus welchen die großen Reichthümer öfters herauszuschreiten verursachen, erhalten sollte.

Der Herr Präsident Henault, dessen chronologische Geschichte von Frankreich wirklich ein Meisterstück ist, sagt sehr weislich, daß die großen Männer durch ihre heimlichen Anschläge, und durch ihren Ehrgeiz öfters gefährlich sind; und eine gleiche Bewandniß hat es mit denjenigen, die allzu reich sind. Alle jene kleine Tyrannen von Burgund, von Britannien und von Normandie, kriegten vormals mit solcher Hitze nur nach Maaßgabe der Ausbreitung ihrer Herrschaften, und folglich ihrer Gewalt. Je mehr man Land besitzet, desto

mehr

mehr hat man Vasallen, und je mehr man Vasallen hat, desto mehr ist man fürchterlich. Es ist zur Ehre und zur Wohlfahrt der Königreiche durchaus nothwendig, daß ein König ruhig auf seinem Throne sitze, und daß er die hohe Macht, die er nach göttlichem Rechte führet, ungestört genieße. Daher kömmt es, daß das monarchische Regiment unstreitig das sicherste und das allerglückseligste ist, und man müßte recht unsinnig seyn, wenn man die Vortheile davon streitig machen wollte.

Ich habe für gut erachtet, zum Beschlusse dieses Werks noch folgende Betrachtungen hinzuzufügen, sie können einigen Nutzen verschaffen, und sie sind eine Folge der allgemeinen Haushaltung, davon ich eben gesprochen habe.

Zugabe.

Von der absonderlichen Haushaltung.

Nachdem ich eine umständliche Erzählung von jener Haushaltung, welche die Verbesserung der Länder zur Absicht hat, gemacht habe, so komme ich nun auch zu derjenigen, welche ein jeder unter uns in Uebung setzen kann. Es ist niemand, ausgenommen die Kinder und Mön-

Mönche, der nicht einkaufen, Ausgaben machen, oder eine Hauswirthschaft führen müsse. Ein jeder Mensch von dem gemeinsten Bauern an bis zu dem größten Herrn findet sich in dem Falle, Geld auszugeben, und eben die Verwendung dieses Geldes ist es, welches das Glück oder Unglück seines Lebens ausmacht.

Alle Menschen, nur die Weltweisen davon ausgenommen, bilden sich ein, daß der Ueberfluß der Reichthümer auch der höchste Gipfel aller Glückseligkeit sey. Sie erwägen nicht, daß das Geld, gleich einem bloßen Degen in den Händen eines rasenden Menschen, großes Unheil und das Verderben des größten Haufens nach sich ziehet. Der eine wendet sein Vermögen dazu an, um den allerungezähmtesten Anfällen den Zügel schießen zu lassen, der andere vermeynt, er wäre mitten unter den angefüllten Geldkisten arm und dürftig, bis er sich auch die mindeste Kleinigkeit, die ihm mangelt, und die er für ein wesentliches Gut achtet, angeschafft habe. Da also ein jeder über sein Glück hinausgehet, es sey dann, daß er nach Art der Geizhälse dessen zu genießen sich nicht getrauet, so trifft er eben so viele Bedürfnisse an, als ihm seine Einbildung vorstellt, und die Einbildungskraft ist in dieser Gattung fast immerzu unerschöpflich.

Man befinde sich in welchem Stande man wolle, so muß man weder geizig noch verschwen-

derisch

derisch seyn; alleine viele Leute vermengen die Sparsamkeit mit dem Geize, und die Freygebigkeit mit der Verschwendung. Alles bestehet darinne, daß einer nach seinen Mitteln handele, und niemals eine Knauserey von sich blicken lasse, die man gemeiniglich in dem äußern Betragen blicken läßt, und die derjenige, so eine edele Seele hat, nicht kennet.

Mit einem Worte, es hat die Haushaltung, davon ich spreche, nichts anders zum Gegenstande, als die gute Ordnung eines Hauses, die Eintheilung der Geschäffte, und der Ausgaben, bey welchen die genaueste Gleichheit beobachtet werden solle; so daß man keinen Ort aufdecke, um den andern zu bedecken, und daß nicht geringe heimliche Kleinigkeiten einen Pracht, oder zum wenigsten einen äußerlichen Reichthum entdecken müssen.

Diese neue Verwaltung ist jene von verschiedenen fremden Herren. Einzig und allein mit dem, was die Augen verblenden kann, beschäfftiget vermeynen sie fürstlich zu leben, weil sie viele Leute und Pferde zu ihrer Bedienung haben, während daß ihnen in den häuslichen Bedürfnissen auch die geringsten und unentbehrlichsten Dinge mangeln. Lasset uns zur Sache selbst schreiten.

Ich mache mit Italien den Anfang, und sage bey dieser Gelegenheit, daß man allezeit mit

mit Verdrusse sehen wird, daß diese an sich selbst so schöne und so liebliche Landschaft mit einem Adel angefüllet ist, der sich gar nichts zu Nutze zu machen weis. Man gehe nur hin in die Paläste der italiänischen Herren, so wird man sehen, daß ihre Küchen zur Mittagessensstunde eine Eisgrube ist; daß ihre Köche, die ihnen nichts als eine Mahlzeit für dreyßig Kreuzer aufsetzen, für den gemeinen Mann arbeiten, daß sie ihr Handwerk nicht vergessen; man wird sehen, daß sie unmäßig große Häuser haben, allwo der Marmor, gleichwie auch die Malerey und Bildhauerkunst aller Orten hervorschimmern, und daß sie weder einen bequemen Armsessel, um sich darein zu setzen, noch ein behörig ausgerüstetes Bett, noch Schränke, noch Kleiderkammern haben; man wird sehen, daß sie, anstatt sich, wenn sich die Kälte fühlen läßt, welches sehr oft geschiehet, der Kamine zu bedienen, nur gemeine Glutpfannen gebrauchen; man wird sehen, daß sie einen ganzen Trupp Lakeyen haben ohne Puder, ohne Manschetten, und welche die Zulage ihrer Besoldung bey jedem Fremden, den sie dazu beytragen machen, aufsuchen. In Italien kann man keinen Besuch abstatten, ohne daß man den Leuten des Herrn, den man besucht hat, Geld bezahle. Man wird sehen, daß die Kutschen, darinnen sie fahren, eher einem auf Walzen stehenden Hause ähnlich sind; man wird sehen, daß ihre breite Treppen die Nacht hindurch niemals beleuchtet sind;

und

und daß endlich diese dem Scheine nach so stolze und prächtige Herren lauter gestickte Kleider tragen, ohne ein Duzend Hemde in ihrem Vermögen zu haben.

Die Lusthäuser ermangeln nicht weniger aller anständigen Bequemlichkeiten, sogar während den zween Monaten, so die Italiäner daselbsten zuzubringen gewohnt sind, und wo sie alsdann für den Ueberrest des Jahres speisen. Allen Vorrath von Lebensmitteln muß man aus der Stadt kommen lassen; denn außer den Springwassern, welche im Ueberflusse rinnen, findet man gar nichts, ja nicht einmal eine Frucht, so man kosten könnte. Man findet allda weder junge Hüner, noch Eyer, noch Milchspeise. Man sollte fast sagen, daß diejenigen, so um der Wasser und Auszierungen willen diese bezauberte Oerter besuchen, eben so nüchtern seyn müssen, als die herrlichen Bildsäulen, die man allenthalben um sich her erblicket. Dieß sind also sehr reiche Menschen, die ihrer Reichthümer nicht zu genießen wissen. Lasset uns von andern sprechen.

Nun komme ich auf die Deutschen; alleine man muß gestehen, daß dieses das gemeine Volk, und nicht den hohen Adel angehe, welcher fast in allen Kreisen, und besonders in Oesterreich prächtig lebet. Und was trifft man daselbst an? Bette ohne Vorhänge, eine Sache, die eben so garstig als ungeziemend ist;

Bette, die ohngefähr höchstens vier Schuhe lang sind, und darinne man sich nicht strecken kann; Bette, da man in den Pflaumfedern versinket, und da man ganze Pyramiden von Federn hat, um sich zu decken. Betrachten wir ihre Art zu speisen, welche Beweggründe des Tadelns! Hier siehet man Gabeln mit zween Zinken, die geschickter sind, sich die Zunge damit durchzustechen, als die Speisen zum Munde zu bringen; dort siehet man einen Braten, den man beym Feuer zu Pulver verbrennen, und den man vier und zwanzig Stunden im frischen Wasser, ehe man ihn zum Feuer bringt, weichen läßt.

In allem übrigen ist nicht mehrere Ordnung, noch mehrere Vernunft anzutreffen. In den Küchen weis man nichts anders, als den Gebrauch der Suppen, und in den Zimmern den Gebrauch der eisernen Oefen, so daß ich einem, der nasse Füße hat, Troz biethen darf, ob er im Stande sey, sich zu trocknen. Freylich wäre es weit nützlicher, daß man wenigstens ein Kamin hätte; alleine das deutsche Volk ist hartnäckig in seinen Begriffen, so daß man ihm auch nimmermehr hat beybringen können, daß es eine Thorheit sey, zu jedem Schlosse eben so viel Eisen zu gebrauchen, als zu Verfertigung sechse erfordert wird, und daß es sehr beschwerlich, ja recht unbequem wäre, einen Schlüssel mit Anlegung der größten Gewalt umzudrehen. Was ihre Hausgenoßen anbe-

anbelangt, so sind dieselben so ungeschickt, daß man vermeynen sollte, sie arbeiteten den ganzen Tag, da sie doch fast gar nichts thun; so daß man in jedem Hause einen ganzen Schwarm von Mägden siehet, davon man zween Drittheile abschaffen könnte.

Die Holländer sind eine ganz andere Gattung von Haushaltern, welche die Bequemlichkeiten des Lebens nicht viel besser kennen. Ist es nicht eine in der That sehr lächerliche Gewohnheit, daß sie in ein Becken, so sie auf den Tisch stellen, hineinspeyen, um nicht den Boden ihrer Stuben zu verderben; man siehet ferner, daß sie an ihrem Leibe sehr unreinlich sind, so daß sie drey bis vier Wochen lang kein weißes Hemd anlegen; während daß sie doch vom Morgen bis Abend ihre Wände und Treppen unaufhörlich putzen und säubern.

Was die Engelländer anbelangt, welche, ausgenommen in ihren Landhäusern, sehr schlecht bewohnet sind, so haben sie keine bessere Küche, als in der Weinschenke. Daselbst führen sie öfters einen Fremden, der etwa ihr guter Freund ist, hin, und lassen ihn seine Zeche bezahlen, es sey denn, daß sie ihn, wenns hoch kömmt, in ihr Haus begleiten, da er allen Bedienten, die sich reiheweise hinstellen, um ihre Geschenke zu empfangen, sobald das Mittagessen eingenommen ist, reichliche Beloh-

nungen austheilen muß. Heißt dieses hernach als Herren leben? Und ist dieser Gebrauch nicht eben so lächerlich, als die Mode, da sie den ganzen Morgen als Ladendiener bekleidet herumlaufen, um sich hernach des Abends als Milorde sehen zu lassen? Wenn man nach Art der Großen leben will, so muß alles gleich und durchgehends übereinstimmend seyn, und es ist kein Augenblick, da man sich nicht mit Wohlstande und äußerlichem Ansehen bekannt mache. In Paris haben wir ein Muster der englischen Unterschiedenheit gesehen, da unsere Hofstutzer, nachdem sie alle neue Moden gänzlich erschöpft, und niemand mehr gewußt hatten, den sie nachbilden sollten, den Herren zu London nachäffeten, und stattlich bekleidet zu seyn vermeynten, da sie Zwillich trugen. Dieses Larvenspiel, welches den Herrn mit dem Diener vermischte, hat zu allem Glücke nicht länger als einige Monate gedauret, und hat folgsam zu nichts gedient, als die Thorheit eines unsaubern und bäurischen Küttels noch besser an Tag zu legen.

Was die andern Inwohner der Nordländer, als Schwedens und Rußlandes anbetrifft, so giebt es Adeliche, welche nur darum scheinen als große Herren zu leben, weil man den Vorhang nicht wegnimmt, welcher die Unordnung und die Unsauberkeit ihrer Häuser verbirgt. Sie haben Kutschen-

ge-

geschirre, davon alles Lederwerk abgenutzet ist; Tafeln die mit Gerichten überdeckt sind, davon man nicht essen kann; ganze Schaaren von Lakeyen, derer schmutzige und elende Kleidung eckelhaft ist; Zimmer ohne andere Sitze, als Bänke, ohne andere Bette, als Strohe ausgenommen der Herren ihre; einige Kamine ohne Schaufel, ohne Zange, ohne Feuerhund und ohne Feuerschirme; Küchen, welche den finstern Höhlen ähnlich sind, davon die dickesten Rauchwirbel unaufhörlich aufsteigen, und worinne einige Unglückselige, auf Kohlen, welche das Fleisch von seinen Säften erschöpfen, nach Art der Bauren den Bratspieß herumdrehen.

Die Beschreibung würde viel zu weitläuftig werden, wenn man alles, was in solchen Ländern abgehet, um sie reinlich und bequem zu machen, erzählen wollte. Man findet Häuser darinne, so man Paläste nennet, und da nicht einmahl ein heimliches Gemach anzutreffen ist; Oerter, die man Städte nennet, und die lange nicht so gut aussehen als das kleinste Dorf in Frankreich; Strohehütten, die für Weinschenken dienen, und da man öfters weder Brod noch Wasser findet. Man sagt, in Spanien sähe es noch weit schlechter aus; alleine wie elend mag es dann erst dorten beschaffen seyn!

Ich frage, nun nachdem ich die meisten Europäer mit einem flüchtigen Auge überlaufen habe, ob der Franzos nicht glückselig ist, da er sich eine Ehre macht, und sein Geld auf eine nützliche und anständige Art verzehret. Er ist zwar nicht reich; und sein Einkommen bestehet nicht, wie jenes der Fremden, in unermeßlichen Summen; alleine er erhält sein Haus in einer so guten Ordnung, daß die Bequemlichkeiten aller Orten darinne hevorleuchten, und daß man die Reinlichkeit, die von aller schwülstigen Praleren entfernet ist, mit einem ungerührten Auge nicht ansehen kann.

Ein gemeiner Edelmann, der in Frankreich auf seinem Landgute lebt, und der nicht mehr als zehntausend Livres Einkünfte hat, genießet weit mehr angenehme Ergötzlichkeiten, als ein ausländischer großer Herr, der zweymal hunderttausend hat. Er hält nicht mehr als fünf oder sechs Bedienten, aber alle in gutem Stande und wohlgekleidet; er hat nicht mehr als zehn oder zwölf Zimmer, aber so net ausgeschmücket, daß man unter der Hand alles darinne antrifft, was zur Nothdurft erfordert wird; vortreffliche Bette, Sessel, Kommode, Spiegel &c. Er hat nur einen Koch, und es werden nicht über sieben oder acht Speisen auf seine Tafel gestellt; alleine

es

es ist nicht eine einzige unter denselben, die nicht auf das niedlichste zubereitet wäre.

Gehet man in die Milchkammer, so findet man darinne Butter, Milchrahm und Käse im Ueberflusse; untersuchet man die Obstgewölbe, so trifft man darinne die besten und auserlesensten Früchte von allerley Gattung an. Die Schränke sind immerzu mit allem, was den Geschmack und den Hunger ersättigen kann, angefüllet; mit einem Worte, ein solches Landhaus ist ein köstlicher Ort, allwo sowohl in den Lustgärten, als in den Baumgärten, sowohl in den Speisekammern, als in den Kellern, die Ordnung und der Ueberfluß aller Orten hervorleuchtet.

Und was liegt mir daran, wenn ich gleich keine fünfzig Pferde in meinen Ställen habe, woferne ich nur zwey gute darunter finde, wenn ich ihrer benöthigt bin, und die mich überall, wo ich will, hinführen müssen; wenn ich gleich nicht vierzig Gerichte auf meiner Tafel rauchen sehe, genug wenn ich nur zwey oder drey darunter antreffe, die vortrefflich wohl zubereitet sind; wenn ich schon nicht dreyßig Lakeyen um mich sehe, genug, daß ich einen oder zween habe, die durch ihre Hurtigkeit und durch eine nette Kleidung ihrem Herrn Ehre machen, und die durch ihre muntere und freudige Bedienung ihre innere Zufriedenheit und den Vortheil

theil den sie in meinem Dienste genießen, zu erkennen geben?

Die eigentliche gute Haushaltung bestehet darinne, daß man alle gleiche Eintheilung wohl beobachtet, daß man nicht aus einem Hause einen Schauplatz macht, wo das Aeußerliche die Augen blendet, und das Innere einen Gräuel machet. Heißt dieses nicht ein Märtyrer eines lächerlichen Gebrauchs, und einer gothischen und schwülstigen Praleren seyn, wenn man sich der besondern Bequemlichkeiten beraubet, und alles einem eiteln Stolze einräumet? Lieber will ich einen gemeinen Edelman sehen, bey dem ich etwa eine gute Suppe, eine Flasche guten Wein, ein gutes Bett antreffen, als alle jene dem Scheine nach prächtige Herren, bey denen ich Hunger und Durst sterben muß. Ihre Hoffart kann man nicht anders, als eine reiche Armuth nennen.

Lasset uns endlich aus diesen Betrachtungen, die ich gar nicht aus einer Schmäh- und Tadelsucht, sondern bloß in der Absicht einige fremde Völker zu erleuchten geschrieben habe, schließen, daß alle junge Herren, die nach Frankreich kommen, und daß so viele Edelleute, die aller Orten im Ueberflusse darinne anzutreffen sind, sich ihren dasigen Aufenthalt zu Nutze machen sollten, um die Bequemlichkeiten, derer man genießet, dorten zu bemerken,

und

und um denselben nachzuahmen: auf diese Weise reiset man, wenn man von der Vernunft geleitet wird; alleine der meiste Theil dieser Fremden, davon ich spreche, kommen nach Paris um die Gabe sich öfters auf ihre ganze Lebenszeit hindurch lächerlich zu machen, sehr theuer einzukaufen. Sie wollen es den Franzosen noch gar zuvorthun, und diese Bemühung giebt ihnen ein ungestaltes und abgeschmacktes Ansehen, so man weder erdulden noch beschreiben kann. Wenn man nicht den Geschmack des Gründlichen und des Schönen hat, so hält man sich nur bey einem blendenden Flitterschimmer auf.

Auch findet man die meisten Häuser der Fremdem in einem zerrissenen und erbärmlichen Zustande, so daß auch nicht einmal sogar unsere Bediente darinnen wohnen könnten. Alles, wie wir schon angezeigt haben, mangelt darinre, unerachtet des äußerlichen Scheins eines glänzenden Prachts und Ueberflusses. Wie leicht ist es um solchen Preis als ein großer Herr zu leben! alleine wie beschwerlich und garstig ist nicht solches Leben in den Augen verständiger Leute!

Wenn diese Betrachtungen die Fremden nicht besser machen, so mögen sie doch wenigstens dazu dienen, um jene Klagen zu stillen,

die uns immerzu sagen machen, daß es keine große Herren mehr in Frankreich gäbe; die bequeme Lebensart ist tausendmal besser als alle Auskramung einer Leidenschaft, die nur nach Größe und Würde athmet. Man gedenket nicht, daß da wir allen jenen lächerlichen Pracht, womit sich unsere Vorfahren schmückten, abgeleget haben, wir auch zugleich jene garstige und barbarische Sitten, deren Erzählung uns auf gewisse Art erzittern macht, von uns legten. Es ist wahr, wir haben Kriegsvölker, Leibwachen, Edelknaben, Schlösser, und grobes Geschütze verlohren; alleine es sind die Höflichkeit, die Anmuth, der Geschmack zu den schönen Wissenschaften und zu der Weltweisheit, an die Stelle dieser vermeynten Vortheile getreten. Es wird kein vernünftiger Mensch seyn, der nicht unsere Art zu leben und zu handeln jener, die man ehemals führte, unerachtet ihres glänzenden Ansehens und Geräusches, vorziehen würde.

Wir empfinden noch alle Augenblicke die Beschwerlichkeit der alten Häuser, welche eher den Gefängnissen, als wohnbaren Palästen ähnlich sahen. Große Kamine, kleine Thüren, kleine Fenster, Mauern von einer erstaunlichen Dicke, alles zeigte nur Leute an, welche lebten, um niemals einige Gemächlichkeiten zu genießen. Man möchte mir lange einwenden, daß dieses die Gewohnheit wäre, so werde ich allezeit antwor-

worten, daß die Gewohnheit, sich den Kopf zu brechen, wenn man zu einer Thüre eingehet, und nur durch kleine Oeffnung ein Licht zu bekommen, ehemals, sowohl als es auch itzt wäre, eine Gewohnheit gewesen ist, welche der gesunden Vernunft zuwider läuft. Wir wünschen uns also nur Unanständigkeiten und eine immerwährende Folter, so oft wir nach den Zeiten der alten Herren unserer Vorfahren seufzen. Ihre Abbildungen selbsten zeigen uns noch in den Gemälden, daß sie sich nicht einmal auf eine geschickte Weise zu kleiden wußten, und daß sie, da sie einer scheinbaren Ungezwungenheit zu genießen schienen, sie ihre Tage in dem erbärmlichsten Zwange dahin brachten.

Ich will hier gar nicht den Pracht und die Verschwendung unsers Zeitalters entschuldigen, denn ich würde meinen eigenen Grundsätzen zuwider handeln; alleine ich will den köstlichen Werth jener beglückten Haushaltung, derer Früchte wir genießen, fühlen machen, einer Haushaltung, welche unsere Häuser mit allem, was nur immer bequem heißet, versiehet und ausschmücket, und welche der Nachkommenschaft ein Beyspiel von dem, was eine glückliche Bemühung ausrichten kann, hinterlassen wird.

Ich möchte nur wünschen, daß man eben so freygebig wäre, als man geschäfftig und künstlich ist, und daß man, nach Art der Großen, welche wissen zu verlieren, und nicht wissen zu geben, keine Almosen und Geschenke zur Unzeit machte. Es giebt Leute, die in ihrem ganzen Leben schenkten, und die immerzu für karge Knauser angesehen werden; und andere, die nur bey gewissen Gelegenheiten gaben, und derer Freygebigkeit aller Orten ausposaunet worden ist. Alles kömmt auf den rechten Zeitpunkt an, wie auch auf die Art, womit man die Geschenke lieblich und angenehm macht. Es geschiehet also bloß aus Mangel der Bemerkung dieses rechten Zeitpunktes, daß man so viele lächerliche Testamente siehet, und daß die Großen mit verdienstvollen Personen und mit Freunden umgeben sind, welche im Elende schmachten müssen. Ich habe große Herren vor allen Thüren anklopfen, und unglaublich viele Gänge und Bemühungen machen sehen, um einem frommen und würdigen Abte eine Pfründe von hundert Duplonen zu verschaffen, und ihn alsdann in Armuth sterben zu lassen, weil ihnen ihre Bemühungen fehl geschlagen sind. Alleine ich frage, ob diese Großen die Freygebigkeit gekannt hatten, sie, die selbsten so übermäßig reich waren, da sie ein so geringes Einkommen nicht von ihrem eigenen ansehnlichen Vermögen hergeben, sondern sich vielmehr den abschlägigen Antworten bloßstellen

len wollten. Ich weis, daß diese Beyspiele nicht allgemein werden können, doch aber sollten sie wenigstens, zur Ehre der Menschlichkeit, mehrmal geschehen.

Wann werden wir einmal Zeugen jener Uebungen der Großmuth werden, welche einen Freund, eine geschickte Person aus dem Schlamme der Dürftigkeit herausreißen? wenn werden wir einmal Reiche sehen, welche die Bedürfnisse der Unglückseligen errathen, denselben zuvorkommen, und ihnen die Schmach und den Schmerzen, ihr Elend zu offenbaren, verhindern? Jedermann rühmet sich, er habe ein gutes Herz, und niemand läßt nicht das geringste Merkmaal davon blicken. Welche Praler in dem Punkte der Freygebigkeit, sowohl, als in jenem eines kriegerischen Heldenmuths!

Alleine man muß auf die Grundquelle hinsehen, und allhier bekennen, daß der Pracht, indem er tausenderley Ueberflüßigkeiten, die man sich verschaffen will, hervorbringt, die meisten Reichen zu geben hindere. Nichts ist gemeiner als Leute von einem unermeßlichen Glücke zu sehen, welche kein Geld haben. Die göttliche Vorsehung, um eine billige Ersetzung zwischen den Armen und Reichen einzuführen, hat erlaubt, daß diese letztern allerley Grillen und Einfälle haben, die sie nach Maaßgabe ihrer Einkünfte und öfters wohl noch drüber, Nothdürften nennen

nen, als welches jene Schuldenmenge gebiehret, wodurch so viele Privatpersonen gedrücket werden.

Wie glückselig ist nicht der Mensch, welcher seine Einkünfte genau auszurechnen und nur nach Gleichheit auszugeben weis! Es ist eine Tollheit, wenn man nicht für das Zukünftige vorsichtig ist, und eine andere Thorheit ist es, wenn man sich um den folgenden Tag besorget, sowohl weil seine Sorge zu nichts dienet, als auch weil keiner unter uns versichert seyn kann, daß er den folgenden Tag erleben wird. Wie löblich ist fürwahr nicht das Betragen des Ritters St. Victor, jenes würdigen Mannes, den ganz Paris gekannt hatte! Seine Ausgabe theilte er mit einer verwundersamen Ordnung ein; und wenn der letzte Tag im Jahre herbey kam, so berief er seine Leute, und theilte die Früchte seiner Sparsamkeit unter dieselbigen aus, indem er keine Schätze sammeln, sondern haben wollte, daß diejenigen, so um ihn wären, glücklich seyn sollten. Zugleich nahm er sodann seine Maaßregeln, damit dieses unter seinen Hausgenossen ausgetheilte Geld, wohl angelegt würde, und daß sie keine Ausschweifungen damit begehen möchten. Es ist aber wohl hiebey zu merken, daß dieser Herr von St. Victor ehelos war, und daß er keine andere Erben hatte, als die von seiner Nebenlinie herstammeten, und welche alle noch reicher gewesen sind, als er.

Ich beschließe dieses Werkgen, gleichwie ich es angefangen hatte, unter der Versicherung, daß meine Meynung nichts anders, als die allgemeine Wohlfahrt zum Grunde hatte, und daß ich kein einziges Wort sagte, so aus einer Quelle des Neides, oder des Hasses geflossen wäre. Ich liebe meine Landsleute aufrichtig, ich halte alle Nationen in Ehren; und bloß aus diesen Bewegungsgründen geschiehet es, daß ich eine wahre Verbesserung der Misbräuche wünschte.

E N D E.

Anzeige der Werke des Herrn Marquis Caraccioli.

1. Das Bildniß des Todes.
2. Die Sprache der Religion.
3. \- \- \- \- \- der Vernunft.
4. \- \- \- \- \- \- eines vernünftigen Mannes.
5. Die rufende Stimme der Wahrheit wider die heutige Freydenkerey in Glaubensſachen.
6. Die Welt ein Räthsel, oder: die besiegte Freydenkerey.
7. Der wahre Mentor, oder kluge Hofmeister in Erziehung adelicher Jugend.
8. Der Genuß seiner selbst.
9. Die wahre Freundschaft nach Charakteren geschildert.
10. Der Umgang mit sich selbst.
11. Der heutige Modechrist beschämt durch die Christen der ersten Zeit.
12. Ergötzende und moralische Briefe über die Sitten itziger Zeit. 4. Theile.
13. Die wahre Hoheit der menschlichen Seele.
14. Die Munterkeit des Gemüthes.
15. Patriotische Gedanken, von dem wahren Nutzen des Vaterlandes.
16. Practische Landökonomie.
17. Letzte Reden und Unterrichte der Fr. Marschallinn ** an ihre Kinder ꝛc.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Caraccioli, Louis-Antoine,

Herrn Marquis Caraccioli patriotische Gedanken von dem wahren Nutzen des Vaterlandes aus d. Franz. übers

Augsburg u.a. 1771

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Stw 1145
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11282037-6
VD18 10977600-003